PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN
BAND 2: GÄRTEN

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG

KULTURARBEITEN

BAND II.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/kulturarbeiten02schu

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN
BAND II: GÄRTEN

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

GEORG D. W. CALLWEY, KUNSTWART-VERLAG
MÜNCHEN.

Vorwort.

DIESER Band über Gärten behandelt den ersten Teil des Themas, die architektonische Anlage des Gartens. Der botanischen Anlage wird ein anderer Band der Kulturarbeiten gewidmet werden.

Man bringt dem Künstler immer das Vorurteil entgegen, dass er unpraktischen und sentimentalen Idealen nachjage. In dem, was ich hier zu erörtern habe, wird sehr wenig von der Poesie des Gartens die Rede sein, vielmehr von der praktischen Benutzbarkeit, dem verständigen Sinn und der einfachen Befriedigung des vernünftigen Zweckes. Die Poesie ergiebt sich als Resultat, um das wir nicht viel Worte zu verlieren brauchen.

Ich sehe es voraus, dass das raschfertige Urteil das Facit meines Buches dahin ziehen wird, dass es sagt: dieser Herr will den steifen französischen Garten wieder einführen und weiss gar nicht einmal, dass WIR den doch überwunden haben. Kann also gar nicht mitreden. Bei Leuten, die mein Buch gar nicht oder nur halb lesen, kann ich mich dagegen nicht wehren. — Manche

praktisch Thätige werden sagen: das wissen wir ja schon lange. Das strebt ja die moderne Landschaftsgärtnerei schon lange an.

Gut. Ich glaube es zwar nicht, aber ich kann auch nicht das Gegenteil beweisen. Man müsste mir zum Beweise nur 10 Gärten in ganz Deutschland — moderne natürlich — zeigen können, die nach diesen Prinzipien gestaltet wären.

Saaleck i/Th. PAUL SCHULTZE-NAUMBURG.

Im Hause schafft der dringende Zwang der Zweckmässigkeit manchmal ohne Absicht des Erbauers etwas Erträgliches. Im Garten, wo diese unumgängliche Forderung der Zweckmässigkeit fehlt, kommt die Ratlosigkeit unserer Zeit im Gestalten von Lebensformen am trostlosesten zum Ausdruck. Hätten wir nicht noch vereinzelte Reste von echten poesieumwobenen alten Gartenanlagen, so wüssten wir heut überhaupt nicht mehr, was ein Garten sein, welche Gefühlswerte er bergen und was er in unserem Leben bedeuten kann. Nur in den Köpfen vereinzelter phantasiebegabter Menschen könnte sich ein Traumbild von einer nie erschauten Gartenherrlichkeit verdichten, und man würde ihnen nicht glauben, wenn sie davon erzählten. Gottlob, es ist ja noch nicht so weit. Wenn man recht sucht, findet man noch in abgelegenen Winkeln bei eigensinnigen alten Leuten in kleinen Städten — wirkliche Gärten. Ich habe mir alle gemerkt und sie, wo es anging, im Bilde festgehalten. Von neuen Anlagen habe ich bis

heut nur verschwindend wenige entdeckt, die für mich den Begriff des Gartens auch nur annähernd gestaltet hätten.

Die Anlage eines Gartens ist, man mag nun sagen was man will, eben doch immer eine architektonische Aufgabe, wenn man ihn auch nicht nur aus Steinen baut, sondern als Hauptmaterial die lebende Pflanze dazu verwendet.

Ein Garten ist kein Wald und keine Wiese. Er ist die vermenschlichte Form der freien Natur. Lassen wir den Begriff des ausgedehnten Parks vorläufig ganz ausser Betracht und nehmen erst einmal den Garten, wie er sich als Erweiterung des Hauses darstellt. Hier erscheint er durchaus als architektonische Aufgabe, denn sein Zweck ist, wenn auch nicht gerade Räume, so doch Aufenthaltsorte zu schaffen und zwar abgetrennte Aufenthaltsorte, die einer ganz ausgesprochenen Bestimmung dienen und zu deren Gestaltung, Gliederung und Absonderung der Erbauer statt zu totem zu dem lebenden Material der Pflanze greift, die er vermittelst Steinbau, Holz- und Lattenwerk und Kultur in die beabsichtigten Formen bringt. Die Pflanze an sich mag sich ja noch so frei entwickeln — die grosse Form, die die Gesamtheit der Pflanzen im Garten annimmt, ist eine vom Menschen beabsichtigte (auch weil man die Pflanzenform unter den bekannten wählt, die man haben will) und deshalb eine architektonische Aufgabe.

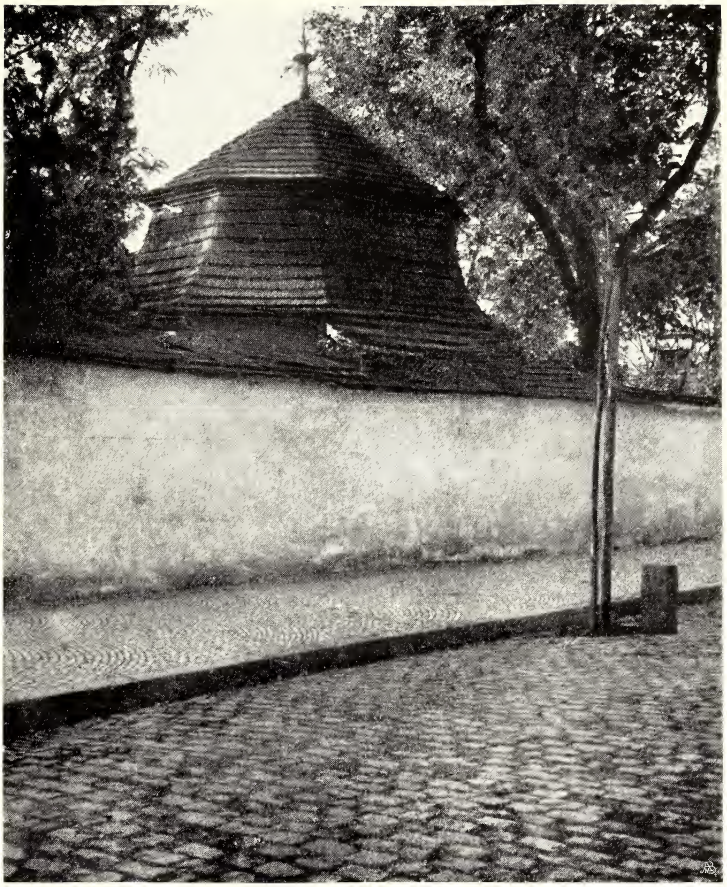

Abbildung 1

Betrachten wir zuerst einmal die eigentliche mit Stein und Holz erbaute Architektur für den Garten, wie sie sich als Grundlage, gleichsam als erstes Glied des erweiterten Hauses ergibt. Ich wähle diesen Weg, weil

Abbildung 2

ich zu der Ansicht gekommen bin, dass sich von der vorhandenen alten Gartenarchitektur aus besser der Begriff des Gartens selbst ableiten lässt, als umgekehrt. Viel-

Abbildung 3

leicht ist dies auch der natürliche Weg der Entwicklung gewesen.

Die aus dem einfachen Nutzbedürfnisse sich ergebende nächstliegende architektonische Aufgabe des Gartens ist die Laube und die vor Witterung besseren Schutz bietende architektonisch gewordene Form der Laube, das Gartenhaus.

Abbildung 4

Man könnte ein Buch allein über das Gartenhaus schreiben. Unter den mancherlei Stätten, in denen sich das Leben von Beginn des 18. Jahrhunderts bis auf die Tage bewegt hat, in denen Goethe starb, ist kaum etwas so Trauliches, etwas so dem behaglichsten Familienleben Entsprossenes erdacht worden, als die Gartenhäuser, für die man damals die Form fand.

Man versetze sich in jene Tage zurück, wie sie

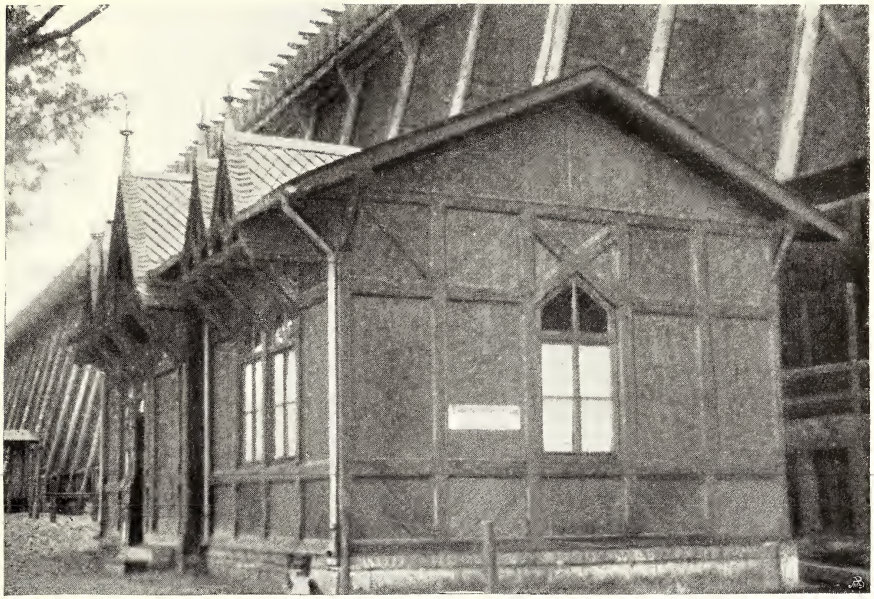

Abbildung 5

einem beim Lesen von „Wilhelm Meister“ oder von „Dichtung und Wahrheit“ aufsteigen. Feste Wälle und Mauern hatten vordem die Städte eingeschlossen. In den Strassen lagen die alten Patrizierhäuser eng zusammengedrängt mit ihren hohen Fassaden, die die Renaissancezeit reich geschmückt hatte, mit ihren Warenmagazinen und Speichern, und mit ihren Höfen, die hinten an die Stadtmauer anstiessen. Allmählich war der Bann von denen gefallen; man entfernte die Wallgänge und legte im ersten erwachenden Sinn für Natur lange und schmale Gärtchen zwischen Haus und Mauer

Abbildung 6

an, die ihrerseits wieder von den Nachbargärtchen durch Mauern getrennt waren. Hatte sich ihr Niveau durch Anhäufen guter Gartenerde erhöht, so zog man wohl auch eine niedrige Futtermauer gegen das Haus hin, zu der bequeme Treppchen heranführten. Zwischen Haus und altersgrauer Stadtmauer entstand ein beschauliches Leben. Lag dort an der Ecke grad eine alte Bastion, so erhob sich auf ihr ein lustiges Gartenhaus, zu dem schmale Steintreppchen emporklommen. Von

Abbildung 7

seinen hellen Fenstern aus schaute man über die Alleen, den Fluss, die Wiesen, ohne dass man den Garten den Blicken von draussen her preisgegeben hätte. Aber auch die Leute draussen kamen dabei nicht zu kurz, denn das Bild, das sich von jenseits des Stadtgrabens ergab, war ein überaus reizendes. Das freundliche Dach, die weissgestrichenen Fensterrahmen mit ihren geschwungenen Linien, die hellen Wände und die dunklen Baum-

Abbildung 8

kronen, die sich über die düsteren Mauern hoben, erzählten von dem, was man der unmittelbaren Neugier verschwieg.

Oder man baute das Häuschen im Schutze des alten

Abbildung 9

Gemäuers in den Garten hinein, so dass die Thür des Sälchens, zu dem wenige breite Stufen hinaufführten, unmittelbar in den Garten hineinschaute, mitten in die mit Buchs eingefasste Allee, die zum Wohnhause führte. Niedriges Spalierobst füllte den mittleren Teil des Gartens, während ein dichtes Epheukleid alle Mauern umspann, so dass der Aufenthalt im heissen Sommer wie in einer feuchten kühlen Grotte war.

Abbildung 10

Und auch draussen vor den Thoren erwuchs fröhliches Gartenleben. Wachsende Freude am Landleben begnügte sich nicht mit dem kleinen Stadtgärtchen. Der wohlhabende Bürger erwarb draussen ein grösseres

Abbildung 11

Gartenland oder auch Weinberge, deren sommerliche Lusthäuser für ganze Tage, ja, auch für Nächte zum Aufenthalt dienen konnten. Lag der Garten in der Ebene, so umzog man ihn dann mit einer hohen Mauer, über

Abbildung 12

die kleine fröhliche Pavillons hervorschauten. Aber nur mit dem Dach, denn man baute ja nicht für die Andern, sondern für sich. Deshalb fiel's einem nicht bei, die bevorzugten Teile der kleinen Bauten der Strasse zuzuwenden. (Abb. 1.)

Doch ich will das besser alles in Bildern zeigen. Man betrachte Abb. 2. Ist es nicht, als ob der junge Goethe selber hier gegangen käme? Das Gartenhäuschen legt sich mit dem Rücken an die Mauer an, die so hoch

Abbildung 13

ist, dass nur das Dach über sie hervorlugt. (Siehe Abb. 1.) An sich ist es gar kein architektonisches Meisterwerk, wenn man bei diesem Wort nur an die Bewältigung schwierigster Aufgaben denken will. Oder sollte

Abbildung 14

man die restlose Lösung einer kleinen bescheidenen Aufgabe auch ein kleines Meisterwerk nennen dürfen? Ist hier nicht das Aeussere der vollkommene Ausdruck des Sinnes und Zweckes des Ganzen? Erzählt nicht das

Abbildung 15

kleine Bild aufs eindringlichste von Heiterkeit, Behagen, Ruhe und verschwiegenem Glück?

Heut macht man auch noch Gartenhäuser, aber sie sehen alle ganz gleich aus und zwar wie auf dem Bilde

rechts von Abb. 2. (Abb. 3.) Ist's nicht ein Anblick zum weinen, wenn man sieht, was für Gefühlsausdrücke man heut für sein Gartenleben findet? Man frage in der ganzen Welt herum, ob man heute andere Lösungen für die Gartenarchitektur findet! Dies hier ist das eine Schema, das in den Baugewerkschulen geübt wird. Gewiss, es gibt auch noch „elegantere“ und „phantasievollere“, aber der Himmel behüte uns vor jenen Vorlagewerken, denen sie entstammen. Sie sind noch ärger, meist bedeuten sie dann skandinavische Holzarchitektur oder noch was Schlimmeres und passen als solche ja freilich wie angemessen in unsere deutschen Gärten!

Mit grossem Vergnügen besuche ich immer wieder das alte grosse Gartenhaus, das auf Abb. 4 zu sehen ist. Es ist eigentlich schon mehr ein Gartensaal und ist an dem dem Hause entgegengesetzten Ende des Gartens in die Mauer eingebaut, so dass auf dieser gleich das Dach aufsitzt. Hohe Mauern umgeben wieder den ganzen Garten. Und doch — der Anblick bedeutet sogar für den Vorübergehenden ein freundlicheres Geschenk, als es die offen hinter kalten Eisengittern liegenden modernen Gärten geben können. Denn es kommt nicht darauf an, wieviel Gegenstände man beim Vorübergehen übersehen kann, sondern was für Gefühlswerte der vorüberstreifende Blick sich mitnimmt. Ich glaube ganz sicher, dass es jedem auch nur einigermassen empfänglichen Menschen ebenso gehen muss: dass die zurückhaltende Andeutung

Abbildung 16

von dem, was traulich hinter den Mauern wohnt, mehr von leisem Glücksgefühl mitgibt, als der für jedermanns Blick profanierte Garten, der kahl und offen hinter Eisenstäben liegt und dem man von aussen ansieht,

wie wenig sich die Bewohner drin zu Hause fühlen können.

Man vergleiche Abb. 6 und 7. In beiden Fällen handelt es sich um die Gestaltung derselben Aufgabe: auf einem Punkte hoch über dem Thal einen Ort zu schaffen, der nicht allein Schutz vor Sonne und Regen, sondern auch freundlichen, geselligen Aufenthalt bietet. Die hohe Lage beider Orte kommt leider in der Photographie kaum zum Ausdruck. Nun besehe man sich genau, wie alte und neue Zeit diese Aufgabe löst. Beim alten Pavillon erklimmt man auf breiten Steintreppen die Höhe, muss dann wieder auf einer Treppe um den Bau herum steigen und betritt ihn erst von hinten durch die Thür, die auf dem Niveau der obersten Bergterrasse liegt, während die Fundamente des Häuschens sich auf die daneben liegende Terrasse aufstützen. Man betritt also von hinten den Bau, nachdem man, mit dem Bild der Landschaft im Rücken, die Höhe erstiegen hat. Wendet man sich nun, um in die Thüre einzutreten, so erblickt man (Abb. 8), selber im dämmerigen Raume stehend, die Thallandschaft durch das einheitliche grosse und breite Fenster des Sälchens, das sich nach vorn zu öffnet. Die beiden runden Wände rechts und links sind vollkommen geschlossen und sammeln so den Blick auf den schönen und natürlichen Ausschnitt, den gerade das Fenster bildet. Aber nicht allein die Konzentration des Blicks in die Ferne ist es, was wohl thut. Auch

Abbildung 17

die Sammlung des Lichtes durch die eine Lichtquelle breitet Behagen und etwas wie geistige Sammlung im Raume aus. Der ganze Ort ist wie geschaffen zum Träumen und wie geschaffen für behaglichen Lebensgenuss. (Abb. 10 derselbe Pavillon von unten gesehen.)

Und damit vergleiche man die Art, wie unsere Zeit solch eine Aufgabe löst. (Abb. 7.) Die Thür führt irgendwo hinein, man hat gar nicht überlegt, welche Folgen die Art des ersten Eintrittes in den Raum hat. Vorn nach dem Thale zu ist allerdings auch der Blick offen, zugleich sind aber auch links zwei grosse Fenster angebracht, die nicht nur den Blick von dem Thal, das allein schön ist, auf den vor den Fenstern laufenden vollkommen uninteressanten Weg ablenken, sondern auch den im Pavillon Sitzenden den Blicken der auf dem Wege Daherkommenden preisgeben, was das Gefühl verursacht, „auf dem Präsentierteller zu sitzen“. Nebenbei blendet das seitlich hereinfallende Licht die Augen und macht den Aufenthalt zu einem unangenehmen, der nicht zu vergleichen ist mit der Ruhe des oberen Pavillons. Auch ist die Oeffnung nach vorn viel zu hoch und zu breit, um das Bild des Thales zu umgrenzen und zur Einheit zu schliessen. Aber niemand gibt sich die Mühe, Wirkung und Ursachen genau zu prüfen, man stellt die Bauten ohne Liebe und Nachdenken auf und läuft seines Weges. Den Benutzern scheint der Anspruch auf Lebensharmonie und ihre Erscheinungsform abhanden gekommen zu sein.

Aber man braucht sich nicht einmal die ganze Kette von Ursache und Wirkung klar zu machen. Wozu haben wir denn unsere Augen mitbekommen, wenn wir nicht aus der Schönheit der Erscheinung die Vorzüglichkeit

Abbildung 18

des inneren Wesens abzulesen vermögen? „Der Schein trügt," sagt ein altes Tantenwort. Wir aber sagen: ihr könnt nicht lesen, wenn der Schein euch so leicht trügt. Wir meinen, ein Blick schon auf die beiden Bauten

muss dem gebildeten Auge genügen, um ohne weiteres anschauend zu erkennen, dass der eine zweckmässig und schön, der andere hässlich und unzweckmässig ist. Von der wundervollen und geschlossenen Form des einen und den zappeligen, unsinnigen Zacken, Kanten und „Verzierungen“ des andern will ich gar nicht reden, denn davon spricht das einfache Augen-Urteil ja ohne weiteres genug.

Ich zeige eine grosse Anzahl aller möglichen Gartenhäuser im Bilde. Sie dienen den verschiedensten Zwecken, wie sie bei Gärten vorkommen, und ich glaube nicht, dass hier die neue Zeit irgend einen neuen Zweck den alten hinzugefügt hat. Nicht einmal die Gefühlswerte, wie sie den kultivierten Menschen gegenüber dem Garten und seinen Teilen beherrschen, sind andere geworden. Da finden wir das primitivste Gartenhaus, das zunächst als Geräteraum dem schlichten Nützlichkeitszweck dient. Aus der geschickten Anlage desselben ergibt sich von selbst der Ort, von dem ein umfassender Umblick über Garten und Umgebung sich bietet. Allmählich entsteht das Gartensälchen und die feste Laube, die vor den Unbilden der Witterung sicheren Schutz gibt. Dann teilt sich die Linie; die eine entwickelt sich weiter zum festen bewohnbaren Gartenhause, die andere führt zu der grünumrankten Laube, die bald ausser dem Laubwerk nur aus einem dünnen Gerüst von Latten besteht, bald mit einem festen Dach überdeckt ist und

Abbildung 19

so das Bindeglied zum „Pavillon“ wird. Diese grosse Reihe von Möglichkeiten wollen wir in den Bildern durchlaufen. Abb. 12 ist ein Häuschen, das in einem hier mehrfach erwähnten und als Beispiel im Bilde heran-

gezogenen Bauerngärtchen steht. Die Anlage liegt auf einem zum Flusse abfallenden Gelände, das Häuschen auf der dem Flusse zugewandten Seite. Das Gelände innerhalb des Gärtchens ist planiert und durch eine Futtermauer in zwei Terrassen geschieden, die durch zwei Treppchen in Verbindung stehen. (Siehe Abb. 56 und 63.) Durch die Terrassenanlage ist es bedingt, dass die Mauer innerhalb des Gartens (Abb. 12) niedriger ist, als ausserhalb. Sie steigt innen also zu einer noch überschaubaren Höhe an, während sie von aussen fast über doppelte Menschenhöhe erreicht. Auf der Höhe dieser Mauer sitzt nun das Gartenhäuschen und thront so in ansehnlicher Höhe. Diese Höhe und sein Platz auf der Ecke der Mauer lassen es zu, dass von da aus der Blick weit flussauf und flussab schweift, ohne dass die aussen auf dem Wege Vorübergehenden irgendwie stören könnten. Wie nett ist das kleine Gemach, zu dem die paar breiten behaglichen Stufen emporführen. Heut ist es ein Ort der Verwahrlosung und die Besitzer wissen nichts anderes damit anzufangen, als Mohnköpfe darin zu trocknen und das Ganze verfallen zu lassen, weil auch ihnen die Fähigkeit der Lebensempfindung abhanden gekommen ist. Ich kann nicht sagen, ob die soziale Lage des Bauern so viel schlechter geworden ist, als sie es vor hundertfünfzig Jahren war. Dass damals dem Besitzer eines solchen kleinen Gütchens behagliche Lebensformen geläufig waren, beweisen uns die hinter-

Abbildung 20

lassenen Anlagen. Man würde sie nicht geschaffen haben, wenn man sie nicht zu benutzen verstanden und diese Benutzung beabsichtigt hätte. Man braucht kein Sterndeuter zu sein, um dem Bilde 12 Zweck und Sinn der Anlage, sowie die Lebensformen der Erbauer abzusehen. Das ist ja gerade das Seltsame des Kunstschaffens, dass es keine verabredete Hieroglyphenschrift ist, sondern elementar die Formen vom Sinn und Zweck des Bauen-

den erzählen. Kunst ist Ausdruck und bildende Kunst Ausdruck, der durch die Augen vermittelt werden soll; immer wieder muss man es wiederholen. Man nehme nun nochmal seine Augen recht voll von diesem einfachen Bauwerk mit seinen weissen geputzten Wänden, auf die so gar kein Schmuck gehängt ist, den einfachen viereckigen Fenstern, dem schlichten Dach mit der Luke, das wie ein freundliches altes Auge blinzelt — und blicke dann rasch auf Abb. 13. Das ist ein Nutzbau, wie man ihn zu Ende des 19. Jahrhunderts, des aufgeklärten, baute. Von ehrlichem Ausdruck ist nichts mehr zu finden. Auch hier nur ein sinnloses Zusammenpappen und Leimen von „Motiven", wie ich es in Band I beim Hausbau genugsam beschrieben. Die Pfosten haben eine ganze Menge von Giebeln bekommen, die man irgendwo aufgeschnappt hat, und das Dachgesims ist mit Schiesscharten versehen, hier offenbar das allernotwendigste Requisit! Es bedarf keiner weiteren Erklärung.

Abb. 14 ist eine, was die Lage anbetrifft, ähnliche Anlage, wie Abb. 12. Auch hier ist die Ecke der Gartenmauer über dem Flusse gewählt, um einen lauschigen Sitz zu errichten, der aber auf der dem Garten zugewandten Seite offen ist und so mit dem Garten ununterbrochener korrespondiert, während man im Rücken vor Wind und Regen geschützt ist und auch der zudringliche Blick der Vorübergehenden leidlich abgewehrt ist.

Abbildung 21

Offenbar hat man im Bild 15 ähnliche Absichten gehabt. Aber die Menschheit ist unfähig geworden, Aufgaben, die vor hundert Jahren jeder Bauer aus seiner gefestigten Tradition heraus wie eine Selbstverständlichkeit schuf, auch nur nachzumachen. Immer wieder wird es thörichte Spielerei, die jedem verständigen Gebrauch spottet, dafür aber an der Stirn das Kainzeichen des

Unehrlichen und Unwürdigen trägt. Was soll so ein Schilderhaus an der Ecke, wie auf Abb. 15? Auch diese Anlage liegt am Wege längs des Flusses. Es wäre das Gegebene, falls man überhaupt auf der Mauer etwas baut, einen Aufenthaltsort zu schaffen. Dazu ist das Ding viel zu klein, dazu sind seine Fenster viel zu eng, düster und gefängnishaft. Vergittert sind sie auch. Ist's nur eine Gerätekammer, so muss man fragen, wozu sich diese dann so aufdringlich breit macht, am bevorzugtesten Platz des ganzen Gartens sitzt und Schiessscharten hat. Der Geist, der das Ganze schuf, zeigt sich genugsam in dem Haus, das man hinten sich erheben sieht. Es kann einen sehr traurig stimmen, wenn man weiss, dass das Ganze das Haus einer studentischen Vereinigung ist, deren Mitglieder doch mit der Absicht zur Universität ziehen, dort das Erbe einer grossen geistigen Kultur anzutreten, aber schon in dem Grade die verkümmerten Augen der Generation tragen, dass sie nicht zu erkennen vermögen, dass sie mit Formen der Gemeinheit und der Lüge umgeben sind, mit Formen, deren Inhalt, so hoffen wir, sie mit Abscheu von sich stossen würden, sobald sie ihn zu erkennen vermöchten.

Dicht daneben steht noch ein alter überlebender Zeuge einer feinen geistigen Kultur (Abb. 16), dessen Lebenstage gezählt sind. Er wird bald Protzenbauten der beliebten Art seinen Platz lassen müssen. Auch

Abbildung 22

hier handelt es sich um ein Lusthäuschen, das einst hoch über der Strasse auf der Mauer lag und zu dessen Höhe von hinten eine doppelte Treppe in phantastischen Bogen heraufführte. Offenbar ist später das Strassenniveau höher gelegt worden und das Thürchen ist mit Benutzung der alten Teile einfach mit hinaufgeschoben. Mit Sicherheit behaupten lässt sich das nicht, aber es

ist das Wahrscheinliche. Auch dieses Häuschen muss einen entzückenden Aufenthalt geboten haben, da die breiten doppelten Fenster den Genuss der ganzen schönen Landschaft frei zuliessen. Im Erdgeschoss lag gewiss ein Gerätekeller. Niemand mit einigermassen empfänglichen Sinnen wird sich der Anmut einer solchen Anlage verschliessen können, und trotzdem wird man immer wieder zugeben müssen, dass diese Anmut ohne jede schmückende Zuthat, wie Ornament u. dergl., erreicht wurde, sondern stets die Anlage als Ganzes und ihre Macht, unsere Gemütsstimmung suggestiv zu beeinflussen, ihren Schönheitszauber ausmacht.

Mögen hier noch eine Reihe von schönen alten Gartenhäusern folgen, wie ich sie mir mit meinem Kodak auf meinen Wanderungen gesammelt habe. Die Gegenbeispiele dazu möge man sich selbst in seiner nächsten Nachbarschaft suchen. Niemand wird dazu weit gehen müssen.

Auf Abb. 17 liegen zwei Anlagen übereinander. Die obere ist sehr alt, sie soll aus dem Mittelalter stammen. Ihre heutigen Formen weisen auf das Ende des 17. oder den Beginn des 18. Jahrhunderts hin. Das untere ist neueren Datums und mag von Anfang des 19. Jahrhunderts stammen. Abb. 18 ist der Pavillon eines Aussichtspunktes in einem Stadtgarten neueren Datums und mag so um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts angelegt sein. Er ist mir ein ganz besonders liebes

Abbildung 23

Exemplar, weil sein einfacher und würdiger Sinn sich in hohem Grade in seinem Aeusseren ausdrückt. Man wollte hier nicht einen Ort zurückgezogenster Beschaulichkeit, wie es bei den vorher gezeigten Beispielen der Fall war, sondern im Gegenteil eine Stätte der Geselligkeit schaffen, wie sie dem Mittelpunkte eines kleinstädtischen Parkes gemäss ist. Demnach baute man sinn- und folgerichtig: einen geräumigen Parterreraum, in den man sich bei Hitze oder Regen unmittelbar aus dem Garten zurückziehen, dort Erfrischungen nehmen und Toilettenräume finden konnte; eine Treppe führt zu

einem geräumigen Saal, dessen Kuppeldecke der Dachform folgt, der grösseren geselligen Vereinigungen dienen konnte. Die Grösse dieses Raumes ist bedeutender, als man der Photographie der Aussenansicht anzusehen vermag, und die Raumwirkung vermöge der hohen Kuppel eine ausgezeichnete. Ein geräumiger Balkon mit sehr einfachem, aber anmutigem Holzgitter deckt die Eingangshalle. Leider ist das ganze Gebäude nicht mehr so solid ausgeführt, wie es in noch früheren Zeiten geschehen wäre. Dem erfindenden Kopf schwebte etwas Ausgezeichnetes vor, aber das ausführende Handwerk war schon von seinen alten Traditionen abgegangen und legte den Grundstein zu all dem modernen Imitations- und Schwindelwerk, wie es heut derart das Selbstverständliche geworden ist, dass es gar niemand mehr als eine Schande bemerkt und man Bücher darüber schreiben muss, um auf so etwas doch eigentlich Selbstverständliches hinzuweisen. Der Abb. 18 kann man die schlechte Ausführung nicht ansehen; den Geist, der aus der Anlage spricht, verehre man als den Geist der Wahrheit.

Der auf Abb. 19 abgebildete Bau trägt nicht das Odium des verkommenden Handwerks an sich. Er wie die folgenden 3 Bilder stammen aus einem alten Park, der einer der herrlichsten Vorbilder für Gartenanlagen ist, die mir je bekannt geworden, obgleich ich die bekannten Gärten des In- und Auslandes fast alle gesehen habe. Aber ihn traf das Schicksal alles Schönen: eine

Abbildung 24

Fabrikanlage zerstörte unbarmherzig einen Teil, und nun wurde das Ganze einem Stift verkauft, von dessen Gesinnung es abhängen wird, ob dieses köstliche Kunst-

werk ganz dem Ruin oder der „Verschönerung und Modernisierung“, was dasselbe sagen will, anheimfallen wird oder ob es der Nachwelt als ausserordentliches Kunstwerk aufbewahrt bleibt, wie es bei Werken des Pinsels oder des Meissels heute selbstverständlich geworden ist. Sind denn solche Kulturdenkmäler von geringerem Werte für die Nachwelt? Ganz sicher: zu so hoher menschenbildender Schöpferkraft, wie es die grossen Meisterwerke der Malerei und der Plastik zeigen, kann es eine Gartenanlage schwer bringen. Aber ist sie weniger notwendig im Rahmen des Ganzen? Und wie geht man mit ihr um? Es hat etwas Tragikomisches, zu sehen, wie die Menschheit immer die Kunstwerke der jüngeren Vergangenheit vernichtet, um dann die der älteren Vergangenheit mit den grössten Mühen und Scharfsinn wieder aufzuscharren und zu rekonstruieren. Und dabei sind uns die uns näherliegenden Kunstwerke des späten Nordens wichtiger als die antiken Gärten des alten Rom und Pompeji.

In einer grossen Stadt Süddeutschlands ist jüngst ein wundervoller alter Park demoliert worden, daneben aber ist ein neuer Stadtpark nach üblichem Muster angepflanzt, offenbar das Ganze nur, weil es sich auf dem Reissbrette so ergab.

Nach diesem System werden heute alle Anlagen gemacht. Wenn man Bebauungspläne eines Terrains anfertigt, dann wird zuerst alles von vorhandenen Anlagen:

Abbildung 25

Gärten, Bäume, Alleen, rasiert und dann das Reissbrett-produkt auf das arme Terrain gepresst, das dann nun von neuem bepflanzt wird, nur auf ungeschicktere Art, mit jungen Gewächsen, die erst die nächste Generation als erwachsene Bäume besitzen wird.

Zurück zu unseren Abbildungen. Auf mächtig hohen Terrassenmauern, die steil in die Wellen des Stromes abfallen, zieht sich in der Ausdehnung von fast einem Kilometer der Garten hin. Hinter der höchsten Terrasse, die den fürstlichen Haushalt seines Erbauers gleichsam offiziell repräsentieren sollte, steigt man viele Stufen hinab zu einer unteren Terrasse, die gleichsam mehr dem Privatgebrauche dient. Drei Wege gliedern diese. Der eine zieht sich hart am Rande der Mauer nach dem Flusse zu hin, die hier nur auf Sitzhöhe den Garten

überragt. Niedriges Spalierobst fasst ihn ein. Der andere Weg geht auf der anderen Seite des langgestreckten Gartens, der an die Felsen der Anhöhe ansteigt, und führt dort an Grotten, Brunnen und den Felsenkanälen einer Fischzucht vorüber. Der dritte Weg geht in der Mitte zwischen beiden und schafft so zwei breite geschlossene Rasenflächen, die in früheren Zeiten sicher mit niederen Buchsbaumhecken sauber eingefasst waren. In Abb. 19 sind wir auf diesem Wege dicht vor einer niederen Treppe, die mit feinem Sinn die schiefe Ebene in zwei horizontale Niveaus auflöst. Mitten im Wege liegt ein Pavillon, den der Weg durchschneidet, sodass bei offenen Thüren dem Auge die Freude der langen und einfach definierbaren Perspektive bereitet wird. Heute hat man scheinbar vergessen, welche Freude eine solche lange Perspektive ist, und vernichtet durch beständige charakterlose rundliche Linien jeden planmässigen Blick, was scheinbar „natürlich“ aussehen soll. Ueber den Denkfehler, der hier zu Grunde liegt, muss ich später bei Anlage der Gärten ausführlicher sprechen, um die Verkehrtheit auf dem Wege des diskursiven Denkens zu beweisen, die man, wenn die Menschheit mit ihren Augen noch „schauen“ könnte, viel einfacher durch prüfendes Anschauen erkennen könnte.

Die zuerst genannte obere Terrasse verbindet mit dieser unteren Terrasse das Gartenhäuschen auf Abb. 20 in der Weise, dass das Zimmer, das hier im ersten

Abbildung 26

Stock zu liegen scheint, auf der Höhe der oberen Terrasse liegt und man von ihr aus ebenerdig in dasselbe hineinschreitet. Diese Anlage, die das Ganze so herrlich gliedert und die trautesten Orte schafft, war natürlich nicht von vornherein da, sondern wurde erst durch grosse Kunst geschaffen, indem eben wieder die ursprüngliche schiefe Ebene durch diese Bauten in horizontale Terrassen zerlegt wurde. Der Geist des Widerspruchs wird hier sofort wieder seine Stimme erheben und sagen: das ist aber sehr teuer. Gewiss ist das sehr

teuer. Grossartige fürstliche Parks sind aber auch heut noch nicht billig geworden, nur versteht man das Geld heut nicht mehr für die Hauptsachen zu verwenden, sondern verquackelt es in lauter Verzierungen, die zwar nicht zieren, aber auch nicht gestalten. Und mit dem Gestalten fängt jedes Werk an. Heut fängt man mit dem Verzieren an.

Die obere Terrasse wird wieder durch zwei Gartenhäuser flankiert, das rechte auf Abb. 20, das hier von unten gesehen, und das linke auf Abb. 21, das hier von oben gesehen ist. Wie entzückend ist dieses Eckchen, von dessen Balustrade man weit über den Fluss in das Land schaut, was man sogar in der Photographie ahnen kann. Und wie einfach dabei ist die Gestaltung von allem: man besehe die einfache Thür ohne Ornament und Gekröse, die schlichten Stufen, die schlichte Bank und das Spalierwerk, an dem sich das Grün emporrankt. Und ich betone es: es war ein reicher fürstlicher Haushalt, der das alles schuf. Man sehe sich dagegen mal all die „Motive“ an, mit denen der Besitzer einer Villa zu 30000 Mk. seine Bauten bedeckt!

Das Haus auf Abb. 22 liegt auf einer noch höhern Terrasse, die etwas zurücktritt. Auch an ihm möge man lernen, wie man anmutige und freundliche Gartenbauten schafft. Den vornehmen Mann erkennt man an seinem einfachen Kleide, das aber aus dem besten Stoff ist. Dieser Würde der Erscheinung wolle man nachstreben,

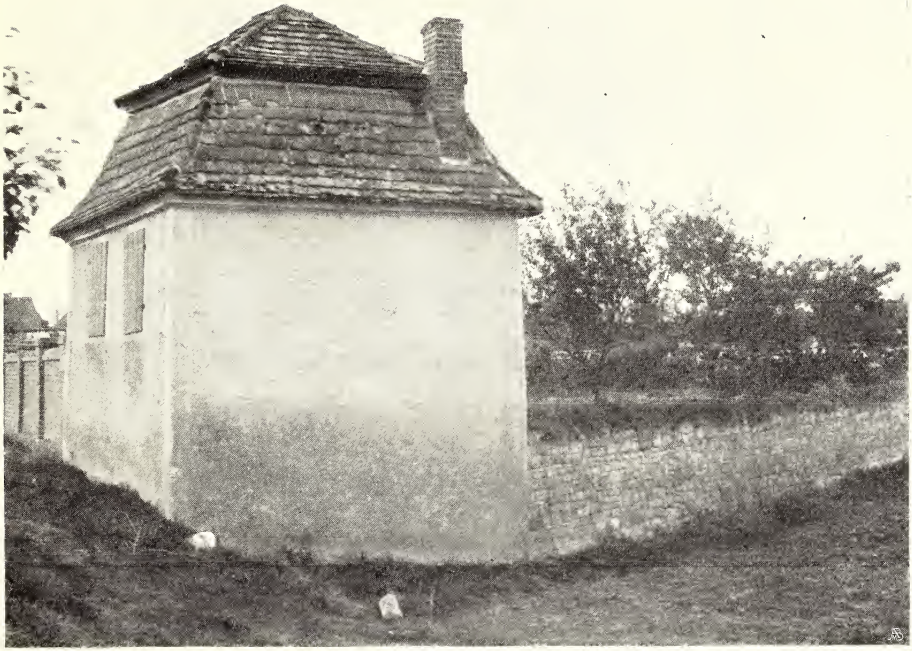

Abbildung 27

sie nicht durch unnütze Zuthaten noch übertrumpfen. Abb. 23 zeigt eine etwas reichere Gestaltung eines fürstlichen Pavillons. Aber auch ohne die Portaleinfassung würde das Ganze das Wesentliche, seine Anmut behalten.

Abb. 24 zeigt einen Pavillon, wie er sich in einem städtischen Garten dicht am Flusse auf den schützenden Untermauern, die den Garten erst geschaffen, erhebt.

Hier erklärt der blosse Anblick alles und leicht wird man wahrnehmen, dass das dünne Lattengebälk, das sich von rechts an das Dach ansetzt, eine Zuthat einer ahnungslosen neuern Zeit ist und nicht im ursprünglichen Plan enthalten gewesen ist.

Eine ganz, ganz feine Anlage zeigen Abb. 25 und 26. Hier ist eine Zartheit des Empfindens und des Gestaltens, die manchen vielleicht über das kleine Bild hinwegsehen lässt, ohne dass er den heimlichen Zauber, der von ihm ausgeht, recht bemerkte. Das Ganze ist zu einfach, und wenn man es bemerkt, so lenkt man seine Aufmerksamkeit vielleicht allein auf den kleinen Giebel, der die Grotte an der Laube bekrönt. So reizend diese auch ist, so ist doch mit ihr die Anlage nicht geschaffen, deren Schönheit besonders in den so wohl abgewogenen Proportionen der Dach- und Wandflächen beruht. Und gerade diese Proportionen, diese Raumverteilung bringen auf uns den Eindruck von ausserordentlicher Anmut und Zartheit des Empfindens hervor. Obwohl diese Anlage dem Garten eines fürstlichen Jagdschlosses entnommen ist, zeigt sie doch nicht das Gepräge, das man heute mit „herrschaftlichem Garten“ bezeichnet, sondern sie hat eher etwas Verwandtschaft mit dem, was man unter Bauerngarten versteht. Aber gerade diese ganz feine stille Anmut ist es ja, die sie anziehend macht. Ueber die Begriffe Park, Garten, Gärtchen und ihre Berechtigung reden wir noch später bei anderer Gelegenheit ausführlicher.

Abbildung 28

Zuvor noch einige Bilder von Gartenhäuschen der einfachsten Art: schlichte Gerätehäuser, die vielleicht noch ein kleines Zimmer enthalten, weniger zu geselligen Zwecken als wohl zum Aufenthaltsort eines Gärtners, Wächters u. dgl. Diese Häuschen müssen in früherer Zeit in grosser Zahl existiert haben. Sie standen zumeist auf der Mauer, auch wohl auf einer Ecke derselben (siehe Abb. 27, 28, 29) und erfüllten nicht nur ihren praktischen Zweck, sondern gaben auch dem Beschauer innerhalb

oder ausserhalb des Gartens einen höchst anmutigen Eindruck mit. Ihre Form ist so ungesucht und ergab sich derartig aus dem schlichten Erfüllen der sachlichen Forderungen, dass man sich nicht vorstellen kann, wie sie anders aussehen sollten. Vier schlichte Wände, ein ebenso schlichtes Ziegeldach, das gewöhnlich pyramidenförmig war und nur dort, wo man einen höheren Bodenraum wünschte, die Form des gebrochenen Doppeldaches annahm. Man kann sich nichts Einfacheres denken, und doch wird jeder für Formensprache Empfängliche sich dem grossen Reize einer solchen Anlage nicht entziehen können. Abb. 29 ist etwas ruinös. Ich kann nicht finden, dass diese Zerstörung den guten Eindruck erhöht, sondern bin im Gegenteil sicher, dass ein wohlerhaltenes Aeussere und die Umgebung eines gepflegten Gartens den Gesamteindruck nur noch steigern würden.

Abb. 30 ist Gerätehaus und Schuppen eines sehr grossen Küchengartens (s. auch Abb.169). Was man heute dem Anblick sorgfältig entziehen würde, oder wenn man da, wo das nicht möglich, den Bau durch einen nicht hingehörenden Aufputz zu „verschönern“ suchen und so seinen Zweck verschleiern würde, das haben frühere Zeiten einfach gestaltet und siehe da, es wurde ganz allein ein Schmuck. Auch hier spricht die Abbildung fast allein für sich. Wer wäre wohl so Barbar, dass er sich dem seltsamen Zauber dieses schlichten Häus-

Abbildung 29

chens im Grün mit seinem gebogenen Dach, das so rätselhaft herüberblickt, entziehen könnte.

Hier ist der Ort, noch das Bild eines grossen Treibhauses einzufügen (Abb. 31), das durch den einzigen Schmuck einer monumentalen Voute sein charaktervolles Aeussere erhält.

Eines der traurigsten, leider aber auch charakteristischsten Beispiele für Ersatz von guter alter Garten-

architektur durch Neues zeigen Abb. 32 u. 33. Abb. 32 ist die Front einer Orangerie im Park eines alten Gutes. Es ist mit Worten schwer zu beschreiben, was für ein eigentümlicher Zauber von diesem Orte ausgeht. Ist es nicht, als ob er aus einer Stormschen Novelle genommen wäre? — Ueber dem Dache bemerkt man ein absurdes Zackenwerk, das wie ein flach liegendes Zahnrad aussieht. Wenn man um den Bau herumgeht, um zu untersuchen, was für ein Unfug da hinten sein Wesen treibt, so entdeckt man, was Abb. 33 zeigt. Man hat die Schandthat begangen, die gewiss einst wundervolle Rückseite, wie sie dem Teiche zu gewiss mit Terrassen ausgebildet war, abzureissen und durch eine kindische Spielerei mit „märkischer Backsteingotik“ zu ersetzen. Leider zeigt die Photographie, die auch das Hässlichste immer gleich in eine gewisse Bildwirkung setzt, noch nicht genügend die lebensgrosse Scheusslichkeit der neuen Anlage.

Eine besondere Spezies unter den Gartenhäusern bilden die Weinberghäuser, die in Weingegenden in den Rebgärten überall zu finden sind. An sich folgen sie den Formen der übrigen Gartenhäuser, soweit sie sich mit dem hier geforderten Zweck decken: Unterschlupf für den Winzer und die Besitzer des Weinbergs zu bieten. Gerade in den Winzerhäuschen haben sich die Formen von den schlichtesten Nützlichkeitsformen bis zur originellsten Phantastik entwickelt.

Abbildung 30

Abb. 34 zeigt die alte Form, wie sie wohl zu Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den Weinbergen des noch nicht reich gewordenen Bürgers die übliche war. Sie ist uns in diesem Buche keine neue mehr, wir finden sie auf 27—29 wieder, nur ist die Art ihrer Lagerung eine andere. Die Weinberge werden selten ringsum von Mauern eingeschlossen, sondern schützen sich durch ihre Lage am Abhang von selbst, so dass meist nur unten am Fusse eine freie Mauer zu

finden ist. Je nach Geschmack des Besitzers oder auch nach Art des Zugangs entstehen diese Häuschen ganz oben auf der höchsten Höhe des Abhanges und ragen von dort weit ins Land, oder sie schmiegen sich unten an den Fuss des Berges. Ich habe mit grosser Liebe die Bilder der verschiedenen Typen gesammelt und führe eine Reihe hier vor, manchmal auch zusammen mit dem, was an ihrer Stelle heut entstanden ist oder entsteht. Gibt es denn nun keine Macht der Erde, die den Leuten die Erkenntnis zurückgibt, dass sie an einer Anlage, wie sie etwa Abb. 36 zeigt, nach Lage, Wahl des Ortes, Gestaltung des Terrains und Errichtung des Hauses einen kleinen heimlichen köstlichen Schatz besitzen, den man hüten und pflegen sollte, wie etwas Liebes, und dass man eine grenzenlose Thorheit begeht, wenn man ihn abreisst und eine Schweizerhausphantasie, einen gräulichen Kasten wie Abb. 37 einpflanzt? Zum zehnten Male sei es wiederholt: diese nüchternen, langweiligen Bauereien, denen man das Unbehagen schon von weitem ansieht, sie sind nicht allein unbehaglicher, sie sind auch unzweckmässiger, verständnisloser für Ziel und Sinn, als die alten, und zwar in genau demselben Verhältnis schlechter, als man ihnen die Kopflosigkeit und Verständnislosigkeit der Erbauer für praktische Zwecke schon von aussen ansieht. Es ist nichts als eine schlechte Ausrede, wenn man immer wiederholen hört: ja, aber die neuen Häuser sind doch praktischer.

Abbildung 31

Nein und abermals nein, sie sind weder hygienischer noch praktischer, wenn man das nicht mit seinen Augen sehen kann, denn wir haben unsere Augen dazu mit-

Abbildung 32

bekommen, damit sie mit ihrer Urteilskraft solche Urteile fällen.

Abb. 38 zeigt ein schönes altes Weinberghaus, das durch einen geradezu horribelen Anbau verschändet ist. Abb. 39 ist ein Werk des Klassicismus. Aber es steckte den Leuten von damals noch so viel gutes Traditionsgefühl in den Gliedern, dass auch dieses Werk anmutig geriet. Dieses Sälchen, ringsum von einem verdeckten

Abbildung 33

Gang mit schlichten Holzsäulen umgeben, ist durchaus keine blosse Attrappe, sondern der Ort reizenden Aufenthalts auf luftiger Höhe. Nur frägt man sich vergebens, warum das Dach unter dem nordischen Klima so flach geraten ist. Hunderte von ähnlichen klassicistischen Bauten (siehe unsere Abbildungen) beweisen, dass sich sehr wohl Säulen mit nordischem Dach verbinden lassen, weil nämlich die Säulenreihe oft aus dem freien Balken

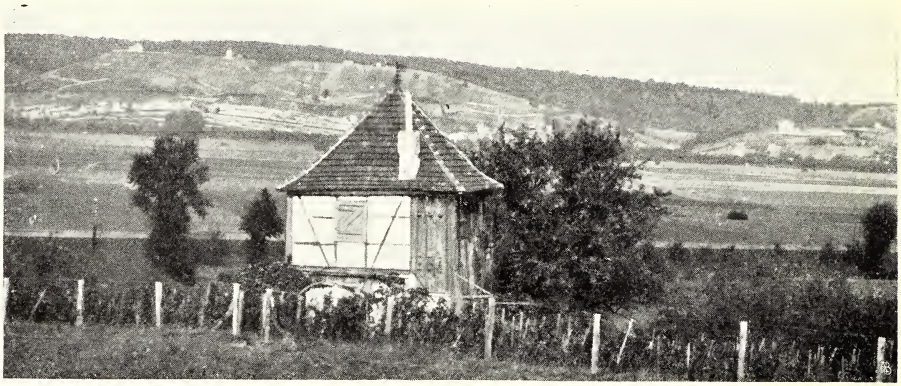

Abbildung 34

ganz von selbst entsteht, ohne dass man im mindesten einen Tempel zu imitieren braucht.

Abb. 40 ist ein ziemlich alter Bau, wohl der älteste der ganzen Sammlung der Weinberghäuser. Er zeigt fast noch etwas mittelalterliche Formen, die den Sitten der Zeit entsprechend etwas Wehrhaftes haben. Aber auch bei ihm entspringt alles dem Zweck und Sinn. Der Hauptteil wird durch einen runden turmähnlichen Körper gebildet, der in zwei Etagen eingeteilt ist. Der untere Teil dient offenbar wieder als Gerätehalle, zu der eine kleine Thür vorn führt. Zu dem Obergeschoss führt der Zugang durch den kleinen Anbau, den man hinten vom Berghang aus ebenerdig betritt, ganz ähnlich wie bei unserm alten Freund auf Nr. 6, 8 und 10, der auch hier wieder und auf 42 hinten vorlugt. Die Gestaltung einer so einfachen Aufgabe, wie sie dieses alte Weinberghaus hat,

Abbildung 35

ist geradezu erstaunlich, und ich führe es mit Absicht in drei Abbildungen vor, damit man sehe, wie es von jeder Seite, in jeder Ansicht immer wieder ein Ganzes mit seiner Umgebung bildet, wie seine schlichten glatten Mauern, sein so simples Dach und die viereckigen Fenster einen Reichtum von Abwechslung, von Gruppierung und ein Anschmiegen an das Terrain zeigen, das immer neue und interessante Bilder ergibt. Wie ragt es auf Abb. 41 so kräftig als Silhouette heraus, mit dem

Abbildung 36

Schmuck der dunkelroten Spalierblätter. Oder wie duckt es sich von oben gesehen (Abb. 42) zusammen, während die Berglinie es überschneidet.

Abb. 43—46 endlich zeigen noch eine Reihe von kleineren oder grösseren Weinbergshäuschen der beschriebenen Art, die wieder vier verschiedene und neue Typen darstellen. Das reichste davon ist Nr. 46, an

Abbildung 37

das sich eine breite Terrasse mit Balustrade anschliesst. Wilder Wein hat alles eingesponnen.

Wir haben in dieser Kette die Hauptformen, in denen

bis auf den heutigen Tag das Gartenhaus überhaupt gestaltet worden ist, durchlaufen. Richtig verstanden: unsere Tage haben keine neuen irgendwie wertvollen Formen hinzugefügt, sondern sich damit begnügt, das Erbe zu vertroddeln.

Die zweite Entwicklung zeigt Lauben. Auch hier wieder verwende ich die Methode der Entwicklung an der Hand der Bilder.

Zum Vergleich diene zunächst Abb. 47 und 48. Beide sind der Anlage nach nahezu gleich. Bei beiden eine kleine Villa, an die sich ein Garten anschliesst, dessen Niveau anderthalb Meter über der Strasse liegt und durch eine Futtermauer getragen wird. Bei beiden erhebt sich eine kleine Laube auf der Mauer. Man lasse nun von dem einen zum andern Bilde seine Augen wandern und beobachte den Eindruck. Ganz Ahnungslose werden vielleicht sagen: das linke Bild ist das poetischere, das rechte aber das elegantere. Ich will nun gar nicht die Frage stellen, warum wir dies gefürchtete „poetisch“ im Leben eigentlich so geringschätzen, und will nicht darauf hinweisen, dass im Laufe unserer Betrachtungen sich das „poetischere“ immer als das zweckmässigere herausgestellt hat. Sehe man sich nur einmal die einzelnen Teile an, aus denen die Bauten sich zusammensetzen. Bei dem rechten Bilde ist die Futtermauer glatt und langweilig wie auf dem Reissbrett. Sie wirkt wie eine homogene Fläche, der Be-

Abbildung 38

griff „Mauer“, der „gemauert“ bedeutet, geht ganz verloren dabei. Ein zweites Stück der Mauer besteht aus rotem Backstein mit Sandsteineinfassung, eine der unglücklichsten Farbenzusammenstellungen, welche die Baumeister aufgebracht haben. Backstein ist schön und Sandstein ist auch schön. Aber Genüsse kann man nicht wie Zahlen addieren: Hering mit Schlagsahne ist nicht gleich der Summe von beiden Genüssen. Sie

wirken auf einander und verkehren sich unter Umständen ins Gegenteil.

Im linken Bilde ist eine wirkliche Mauer. Sie ist durchaus nicht etwa ruinös oder baufällig, sondern die Art der Zusammenstellung und die Behandlung der Steine ist eine lebendige, sie bezeugt die Herkunft, sie erzählt vom Mauern, sie bringt uns den Begriff „Mauer“ zur Anschauung. Dass diese lebendige Behandlung des Steins „uneleganter“ sei, vermag niemand zu beweisen, es sei denn, dass er bewiese, dass Langeweile „eleganter“ sei, als frische Thätigkeit. Ich vermag auch nicht einzusehen, dass der Reiche seine Mauern für das Auge langweilig zu machen habe und nur der Unbemittelte aus Mangel zu der „poetischeren“, d. h. belebteren Steinbehandlung greifen müsste.

Auf der glatten Mauer vermögen die Schlinggewächse kaum Halt zu finden, während auf der anderen Abbildung die an sich schon dem Auge angenehmere Mauer sich nun noch aufs lustigste umgrünt. (Bei meiner im Herbst gemachten Aufnahme mehr zu ahnen als zu sehen.)

Man vergleiche dann die beiden Lauben. Auf dem linken Bilde ist die Laube gemäss dem Sinne des Gartenstils aus schlichten viereckigen Hölzern errichtet, denn man muss sich bei dem Bau einer Laube sagen, dass sie sich mit dem Schmucke lebenden Grüns bekleiden wird und dass dieser Schmuck der einer ein-

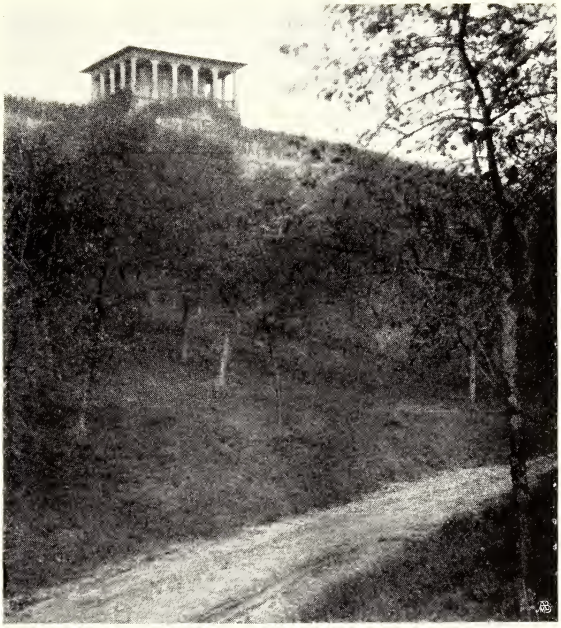

Abbildung 39

fachen Laube gemässe ist, denn sie ist doch wohl kein Palästchen, sondern eben eine Gartenlaube.

Man blicke dann auf das rechte Bild. Die Laube wird hier von wulstigen Säulen getragen, die zwar im höchsten Grade protzen, aber doch in gar keinem Verhältnis stehen zu den Mitteln der ganzen Anlage, nämlich: einem bescheidenen Hause mit Garten. Den Rand des Daches bedecken eine Anzahl peinlicher Zacken, von denen niemand sagen kann, wozu sie dienen und welchem Sinne sie entsprossen sind. Auch hier wende

man endlich wieder das Auge als Gradmesser an und vergleiche den blossen Eindruck. Einen, der nach reiflicher Ueberlegung und Betrachtung das Bewohnen der Haus- und Gartenanlage auf Abb. 48 vorzöge, würden wir bedauern müssen, denn sein Mangel an ästhetischer Bildung brächte ihn in den Verdacht sittlicher Minderwertigkeit, die den falschen Schein mehr als den ehrlichen Ausdruck des Wahrhaftigen liebt.

Die neue Zeit hat auch auf dem Gebiet der Laube keine neuen Typen geschaffen, sondern nur alles Erdenkliche erfunden, was die gute alte Laube verballhornen konnte. Sogar Lauben aus Eisen hat man ersonnen, obgleich doch hier die unmittelbare Berührung des dünnen, frostigen Materials beim Sitzen geradezu abscheulich ist. Hier gilt dasselbe, wie bei dem später über das eiserne Gitter zu Sagenden. Ja, ich glaube, dass das Eisen auch ein viel zu guter Wärmeleiter ist, um bei Hitze und Kälte den Pflanzen selbst angenehm zu sein. Ich denke, es genügt, wenn die Laube die nächsten 100 Jahre hält. Man kann sie übrigens ewig erhalten, wenn man die schadhaften Latten von Zeit zu Zeit auswechselt, was bei Holz weder teuer ist, noch sonderlich Mühe macht, während man, wenn das Eisen verrostet oder gar gebrochen ist, zu einer Reparatur die halbe Laube einreissen muss. Aber auch wo man beim Holz bleibt, sucht man neuerungssüchtig nach Veränderung der guten, überlieferten Formen und findet nur alberne Spielereien.

Abbildung 40

Das Vernünftige und sich unmittelbar aus dem Sinn Ergebende ist doch das einfache Spalierwerk, wie man es seit altersher anwandte, um das Umklettern und Einspinnen den Pflanzen nach Möglichkeit zu erleichtern. So lange sich das Kletterwesen der Pflanze nicht ändert, ist auch darin keine Neuerung nötig, mögen nun zehn-

mal draussen Lokomotiven vorbeifahren und die Elektrizität die Arbeit der Menschen übernehmen. Es ist Begriffsverwirrung, wenn man meint, man müsse nun heute durchaus alles und jedes anders machen, als früher.

Das Spalierwerk, wie es sich (auf keinen besonders alten Anlagen) auf Abb. 49 und 50 zeigt und das mit seinem weissen oder grünen Anstrich aufs angenehmste mit dem Blattwerk harmoniert, ist stets die natürliche Wandung der Laube gewesen und wird es bleiben. Es ist kaum nötig zu untersuchen, ob die Heiterkeit, die aus dem lustigen Gitterwerk, das in seinen klaren Horizontal- und Vertikallinien sich so einfach dem Auge definiert, mehr den Associationswerten, die es uns mit dem Garten verbinden, oder mehr den klaren, schlichten Formen selbst entspringt.

Auch die Laube durchläuft alle Stadien vom schlichtesten Plätzchen bis zum vornehmen Pavillon des fürstlichen Gartens, und die Lösungen, die die gefestigte Kultur dafür fand, sind überall gleich schön.

Reizend ist auf Abb. 51 die kleine Laube auf die Mauer aufgesetzt. Das Holzwerk ist derartig schlicht und simpel, dass man kaum noch von künstlerischer Lösung sprechen kann: das Fehlen von allem Störenden ist hier das Wertvolle, das uns von heute eben als ein ganz besonderer Vorzug erscheint. Sehr geschickt dagegen ist der Ort gewählt und die Verbindung mit der Mauer.

Abbildung 41

Abb. 52 ist eine überdachte Laube, die auf einem Vorsprung des Gartens, der sich auf alten Festungsmauern aufbaut, gesetzt ist und dadurch einen (auf dem Bilde nicht erkennbaren) weiten Blick über Stadt und Fluss bietet. Aeltere Zeiten wussten diese Orte immer fein aufzufinden, an denen man so recht behaglich sass und der Blick träumend in die Ferne schweifen konnte.

Mitten im Buschdickicht liegt der Pavillon des Bildes 53. Wie reizend wirkt auch hier die Perspektive des Holzwerks, wie geschickt sind die grossen Augen angebracht, durch die man die Wege hinab sieht. Obgleich hier der Eindruck nirgends Zweifel aufkommen lässt, dass es sich um einen sehr vornehmen Garten handelt, liegt dieser Eindruck des Reichen nirgends in Schmuckmotiven, sondern lediglich in einer gewissen Grossartigkeit der Anlage.

Aehnlich auf Abb. 54 und 55. Auf ersterer liegt der Pavillon hart am Rande einer niedrigen Terrasse, und zwar auf der Ecke derselben, so dass der Blick frei schweifen kann; auf dem anderen Bilde liegt er auf einem weiten mit Bäumen besetzten Plane, dessen natürlichen Mittelpunkt er bildet.

Es gibt eine alte Stadt in Deutschland, die die herrlichsten Gärten des Landes hat, eine Gartenstadt im breiten Flussthal, und es gibt keine Gartenaufgabe, die dort nicht ihre vollendetste Lösung gefunden hätte. Noch liegt ein grosser Teil dieses Schatzes allen sichtbar da. Aber niemand scheint es zu bemerken, denn niemand lernt davon. Auch hier entstehen nur noch jene traurigen Karikaturen, bei deren Anblick man sich so unglücklich fühlt und denen gegenüber man die Lebensfreude vergisst; jeder private und jeder öffentliche Garten ist ein neues Gegenbeispiel, das man lebensgross neben die herrliche alte Kultur pflanzt.

Abbildung 42

In der Nähe dieser Stadt, in der sich eine alte Universität und bedeutende Kliniken befinden, ging ich einmal spazieren. Ich stieg über Höhen und Felder und gelangte, indem ich querfeldein ging, plötzlich in ein mit Wegen angelegtes Gelände, das einen seltsam beklemmenden Eindruck machte. Ich konnte nicht sagen, was es war, aber die Wegeführung, die dem Gelände so zuwiderlief, und besonders allerhand krause Anlagen hatten geradezu etwas Beängstigendes. Steinhaufen am Wege, die nicht Kinderhände gehäuft haben konnten,

zeugten von einer seltsam nervösen Wühlarbeit, am grausigsten aber war eine Art Pavillon, der auf einem ebenen Terrain sich erhob: es war, als trüge er Spuren des Irrsinns an sich. Plötzlich fiel mir ein: sollte ich unachtsamer Weise in den Garten der Provinz-Irrenanstalt geraten sein? Der Garten war ganz einsam, vielleicht war es die Speisestunde der Kranken? Und sollten all diese Zerrbilder die Arbeiten sein, mit denen man die Unglücklichen beschäftigt, um sie an den Aufenthalt im Freien zu fesseln? Um mir Gewissheit zu verschaffen, fragte ich einen alten Arbeiter, dem ich endlich begegnete und der sicher kein Kranker sein konnte, wo ich mich befände. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich hörte, dass dies die neuangelegten städtischen Anlagen seien, die um die Mittagsstunde so menschenleer seien.

Damit man sehe, dass ich keinen Scherz treibe, habe ich Einiges aus diesem Park photographiert. Leider gibt ja jede Photographie und zumal meine schwerlich ganz einwandfreie Amateurphotographie den Eindruck der Wirklichkeit nicht ganz vollkommen wieder, vor allem, dem in den begrenzten Raum gebrachten Objekt wird geschmeichelt und das kleine gedruckte Bildchen sieht oft netter aus, als es der Gegenstand verdient. Man muss also, um die Lehre aus der Betrachtung der Bilder zu ziehen, scharf beobachten, auf was es bei ihnen ankommt, und die Phantasie muss ergänzen oder

Abbildung 43

abziehen, was auf der Photographie nicht zum Ausdruck kommt oder durch die bildmässige Darstellung besticht. Dies im Bewusstsein betrachte man etwa Abb. 57, auf der grosse Steinmengen nach einem System geschichtet zu sehen sind, das als hochgradig kindisch erscheinen muss, besonders wenn es sich um Arbeiten handelt, die so viel Material und Arbeitskraft voraussetzen. Rechts und links vom Wege sind solche Denkmale errichtet, indem bald flache Steine flach gehäuft, bald auf die hohe Kante

gesetzt sind, so dass sie beim geringsten Anlass herabzurollen drohen. Frage ich mich im vollsten Ernste, zu welchem Zwecke man diese Trümmerhaufen hier errichtet, so gelingt mir nur eine Erklärung zu finden: die, dass man beabsichtigte, durch „künstliche Ruinen“ „poetische“ Wirkungen zu erzielen. Ueber den Wert von künstlichen Ruinen mag man geteilter Meinung sein; immerhin muss man es solchen, wie sie im 18. Jahrhundert entstanden, lassen, dass es festgefügte Bauten waren, die immerhin den wirklichen Ruinen gleichsahen und die erkennen lassen wollten, dass hier eine feine architektonische Anlage zerstört sei. Die Anlage an sich war gut, die künstliche Zerstörung wäre wohl nicht nötig, wenn sie auch oft in alten Beispielen mit viel Geschmack und anmutig-sentimental ausgeführt war. (Abb. 58.) Die Menschen von heute aber sind mit ihren ästhetischen Urteilen so tief heruntergekommen, dass sie gar nicht mehr sehen, ob gut oder schlecht kopiert ist; denn hier bei unserem Beispiel 57 muss man es wirklich dazu schreiben, dass es sich um künstliche Ruinen handeln soll. Kein halbwegs verständiger Mensch wird, wenn er an ihnen vorübergeht, auch nur eine Sekunde lang in den Bannkreis einer poetischen Vorstellung geraten, hier etwa an den Trümmern eines verfallenen Thores vorüberzugehen, sondern der Eindruck ist lediglich der von gesetzlos zusammengehäuften Steinen, denen jeder erfindliche Zweck mangelt: die Gefühlswerte, die

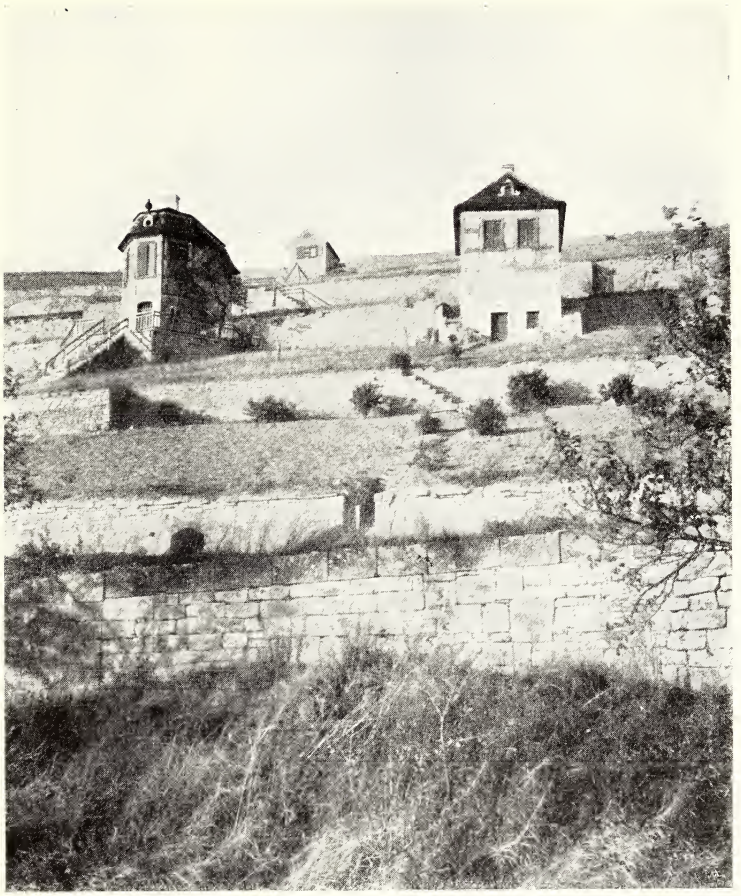

Abbildung 44

ihnen gegenüber aufsteigen, sind die banger Ratlosigkeit.

Stellt man sich daneben gleich vor, was man bei vernünftiger Verwendung der hier vergeudeten

Menschenkräfte und Materialien hätte schaffen können, so überkommt einen erst recht der Unmut. Dem Gelände fehlt jede Gliederung. Ich sprach schon des öfteren davon, dass die natürliche Gliederung eines unebenen Terrains zu Gartenzwecken immer die Terrasssenanlage ist, die die schiefe Ebene scheidet in eine horizontale Ebene, wie sie der menschliche Fuss benutzen kann, und eine steile vertikale Fläche, die eine hohe Brüstung schafft, von der man den Blick weit schweifen lässt.

Abb. 56 zeigt ein Beispiel, wie in einem Bauerngärtchen die schiefe Ebene durch eine Futtermauer, in die eine Treppe einschneidet, zerlegt wird in zwei Terrassen. Beispiel 56 und 57 passen insofern gut zusammen, als die Summen der Steinarbeiten sich ungefähr entsprechen. Was mit beiden erreicht ist, wird jedem Sehenden vor den Bildern klar.

Abb. 60 zeigt den abstrusen Gartenbau, von dem ich oben erzählte.

Es kann einem wirklich angst davor werden, besonders wenn man ihn mit der selbstsicheren Würde eines Pavillons aus alter Zeit vergleicht, wie Abb. 59. Wem das einfache Augenurteil nicht genügt, der zerlege sich das Gebäu rein verstandesgemäss. Zunächst mache er sich den Unsinn klar, den es bedeutet, wenn man Naturholzformen mit architektonischen Formen zusammenwürfelt. Die architektonische Form bedeutet die

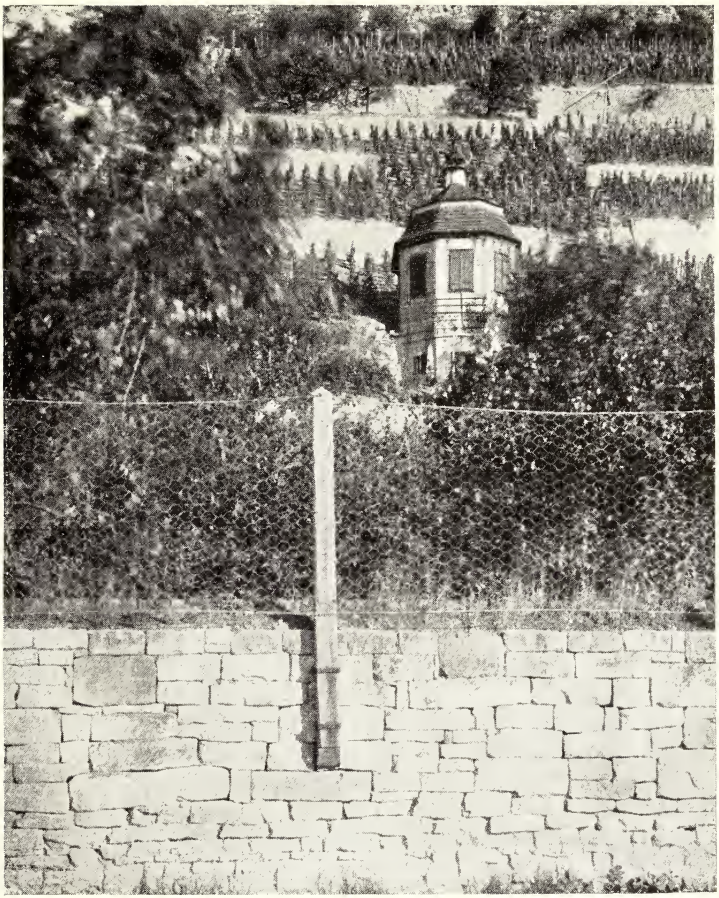

Abbildung 45

Herrschaft des Menschengeistes über das Material. Er bemächtigt sich des Materiales und schafft in ihm neue Formen, die nur dem Menschen eigentümlich sind und die seinem geistigen Walten symbolischen Ausdruck ver-

leihen. Eine Naturform ist an sich ebenfalls eine schöne Form, nur drückt sie etwas ganz anderes aus. Ein gebogener Baumstamm bringt eben den Sinn „Baum“ zum Ausdruck, der etwas ganz anderes bedeutet, als „Haus“ oder „Säule“. Verwendet der Farmer in seinem Blockhaus unbehauene Stämme, so thut er's aus Not, nicht weil er damit kokettieren möchte. Er sucht sich auch immer nach Möglichkeit die Stämme heraus, die schon unbehauen den Dienst von behauenen Stämmen verrichten können: die geradesten, architektonischen Formen ähnlichsten. Hier aber in unserm Beispiele sind mit koketter Absicht die Formen gewählt, die dem Wesen des Architektonischen widersprechen. Offenbar glaubte man auch hier, „poetisch“ zu werden. Auch über den wahren Wohnsitz der Poesie mag das Augenurteil auf Abb. 59 und Abb. 60 entscheiden. Geht man dann so zergliedernd weiter und fragt sich, was auf Abb. 60 die lange Nase in der Mitte wohl will, was sie bedeuten oder ausdrücken solle, so wird niemand in der Welt darauf eine Antwort wissen. Diese an sich schon so sinnlose Spitze hat auch noch „Dachluken“! Dachluken haben den Zweck, Licht in den Bodenraum zu lassen. Dieser Raum hier wäre nun an sich schon offen und hell, das Schönste aber ist, dass die Luken nur als Attrappen auf das Dach aufgesetzt sind und gar keine Oeffnungen durch das Dach führen. Offenbar soll das auch wieder „poetisch“ wirken. Vor hundert Jahren hätte ein ernst-

Abbildung 46

hafter Mann ausgelacht werden müssen, wenn er sich solche Mühe hätte geben wollen, ein Werk, das offenkundige Narrheit zur Urheberschaft hat, so mühsam zu zergliedern und zu widerlegen. Ich fühle sehr wohl das Ungeheuerliche einer solchen Augiasarbeit. Und doch — ist sie nicht heute notwendig, da die ganze Welt anfängt, die Erde nach diesem Tollhäuslersystem einzurichten? Man betrachte nur mit wirklich unbefangenem Blick menschliche Thaten, wie auf Abb. 60. Bis hinauf zu den beiden Wetterfahnen, die aus angenagelten Hölzern bestehen, die sich nicht drehen können, ist alles vollständige Narrheit. Und das in einer Stadt, in der noch Dutzende und Dutzende solcher Garten-

Abbildung 47

häuschen stehen, wie Abb. 59, das selbst keine Viertelstunde weit von Abb. 60 entfernt ist. Abb. 59 kann eine kritische Zergliederung vertragen. Alles ist hier sinnvoll, klar und verständig und das mühsam gesuchte „poetisch“ stellt sich ganz von selbst ein, da uns das frohe Lebensgefühl, das die Erbauer jener Zeit solche Bauten gestalten liess und das sie mit hinein bauten, auch heute noch daraus anweht und wir diese Gefühls-

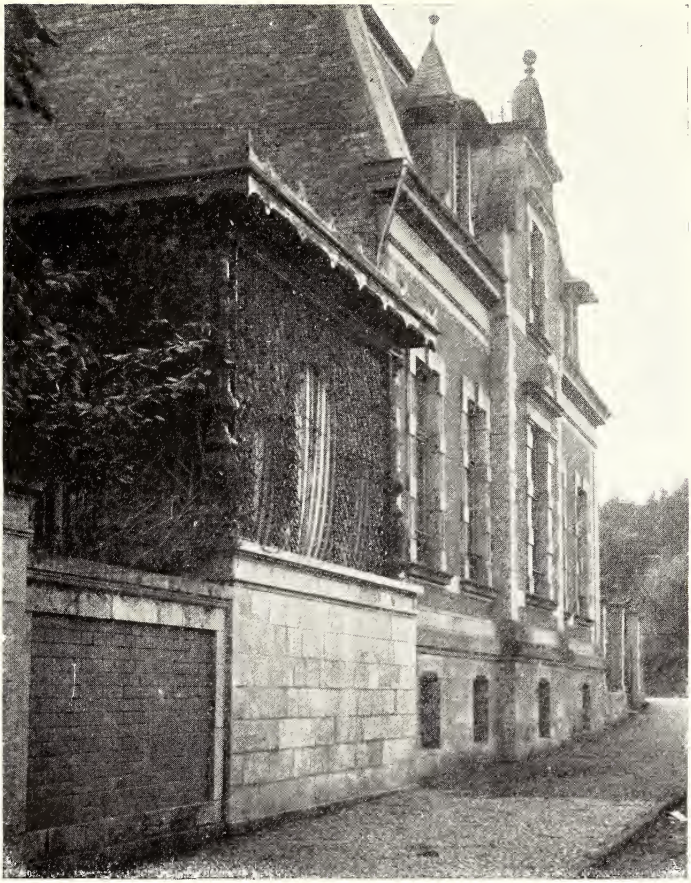

Abbildung 48

werte, die unser Auge uns übermittelt, eben poetisch nennen, da uns keine bessere, bezeichnendere Formel dafür geläufig ist. Hier hat auch der kleine Kuppelaufsatz seinen Sinn, da ein Oberlicht die Innenseite der Kuppel beleuchtet.

Da wir gerade bei dem Park der Tollen sind, möchte ich noch ein Beispiel aus ihm anführen, das sehr bezeichnend dafür ist, wie erbärmlich schlecht selbst die einfachsten sachlichen Aufgaben heut gelöst werden, sobald sie sich von ganz bestimmten Gebieten entfernen, in denen der Genius des 19. Jahrhunderts triumphiert.

Ein steiler Abhang. Man möchte einen Weg anlegen, der seinen Gipfel mit seinem Fusse verbindet. Ich glaube, vor hundert Jahren hätte jedes Kind gewusst, dass man das macht, indem man bei ganz geringer Neigung der Wegebene so dem Gelände folgt, dass zwar ein langer, aber dafür recht wenig steiler Weg entsteht. Je nach dem Terrain ergeben sich dann Serpentinwindungen oder sonstwelche Formen. Heut fällt dem Gartenbaudirektor vor seinem Reissbrett rein gar nichts anderes ein, als oben und unten mit einer gebogenen Linie zu verbinden. Das fällt dann, sieht er's in Lebensgrösse ausgeführt, freilich fatal aus. Teufel nochmal, denkt er, so kann das nicht bleiben! Man hat nämlich wider alles Erwarten eine steile Wasserrinne angelegt statt eines Weges, und jeder Gewitterregen schwemmt nicht nur allen Kies weg, sondern reisst auch noch tiefe Rinnsale in die Erde dieses sogenannten Kommunikationsmittels. Also: so kann's nicht bleiben. Man kommt auf eine ganz schlaue Idee. Man zieht Dämme über den Weg. Ich treibe wieder keinen

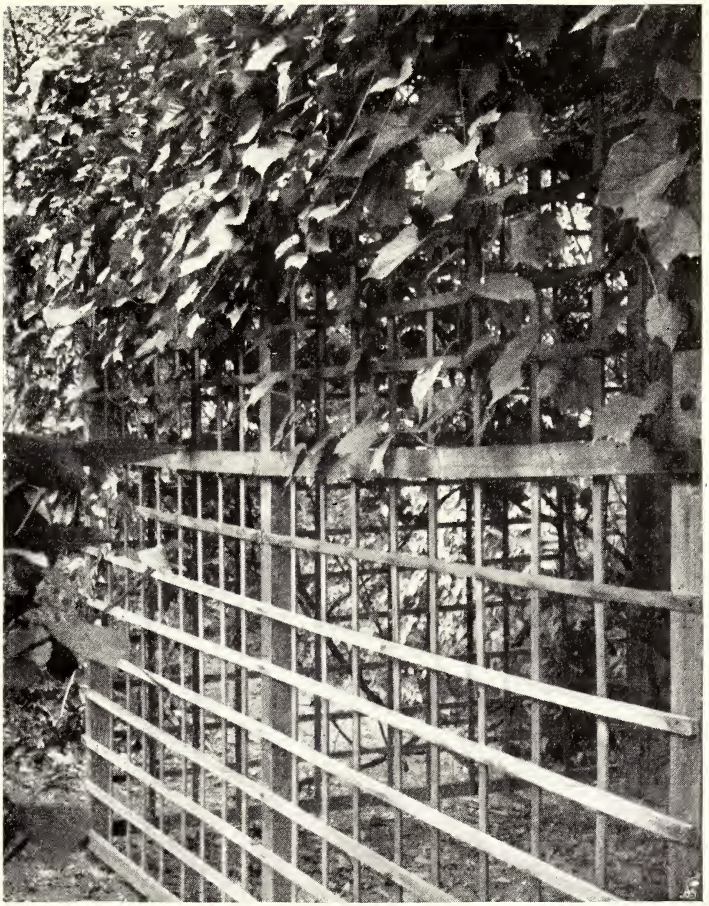

Abbildung 49

Scherz. Damit man mir's glaube, zeige ich die Photographien, Abb. 61 und 62. Ich musste meinen Kodak stark nach oben richten, um den ganzen Weg mit darauf zu bekommen, daher erscheint er viel weniger steil,

als er thatsächlich ist. Und nun muss man alle 20 Schritte einen Hupfer machen, um die Steindämme zu überwinden, die Abb. 62 genau zeigt. Abgesehen davon, dass so ein Weg bei Nacht geradezu lebensgefährlich ist — denn wer vermutet auf einem gebahnten Wege solche künstlichen Hindernisse? — so ist auch bei Tage die Passage ein Hindernisrennen. Musste der Weg durchaus ein so steiler sein, warum verwendete man denn dann die oben beschriebenen künstlichen Trümmerhaufen (Abb. 57) nicht lieber dazu, eine breite und behagliche Treppenanlage zu schaffen, an die der menschliche Fuss gewöhnt ist und die er selbst im Dunkeln nahezu gefahrlos geht? Hätte man Augen im Kopfe gehabt, so hätte man ein klassisches Vorbild dazu gerade fünf Minuten weit um die Ecke gefunden. Aber ich fürchte, das wird man nächstens als alt und unbrauchbar wegreissen und dafür ein ähnliches Kunstwerk wie das beschriebene hinbauen.

Auch da, wo man auf die natürliche Lösung zur leichten Bewältigung eines steilen Abhangs, die Treppe, kommt, fehlen die Grundelemente der Gestaltung dazu. An demselben Orte finde ich wieder Beispiel und Gegenbeispiel dazu. In Abb. 63 und Abb. 65 teilt die Futtermauer die beiden Terrassen. Auch in Abb. 64 sind zwei verschiedene Terrainhöhen, aber ein trockener, steiniger Rasenabhang trennt beide und der gliedert sie nicht für das Auge. Ich habe schon an verschiedenen Stellen

Abbildung 50

darauf hingewiesen: es ist eine Geldfrage. Eine Futtermauer ist nicht billig. Aber es sei ganz besonders betont: man muss eben deshalb die Gelder in der Anlage richtig disponieren. Heut wirft man das Geld für hundert Nichtigkeiten und Albernheiten aus dem Fenster

und hat's dann dort, wo es wirklich gebraucht wird, nicht mehr zur Verfügung. Man betrachte hierzu auch gleich Abb. 66. Hier ist die Gartenfläche einfach als schiefe Ebene gelassen, was den Garten überhaupt nicht gliedert. Das letzte Stück zum Wasser ist etwas steiler und mit Steinen garniert. Unten am Wasser ist ein Drahtgitter. Nun kann man an keinem Ort direkt ans Wasser, steht aber auch nicht über ihm, wie man auf einer Mauer stehen würde. Ueber die konfuse Wegeanlage noch später.

Man vergleiche nun die drei Treppen selbst. Bei Abb. 63 und 65 schön gefügte Stufen, zum Teil mit vorspringender Vorderkante, die ein bequemes Beschreiten ermöglichen; bei Abb. 64 Stufen, welche lebhaft an die auf dem Theater erinnern, bei denen ein Lattengestell mit Leinwand überzogen wird. Man hat nämlich roh behauene Blöcke mit Zement verschmiert. Was die spitzen Steine rechts und links von der Treppe bedeuten sollen, das möge man erraten. Sachlichen Zwecken können sie nicht dienen, denn sich daran anzuhalten oder sich auf sie zu setzen verhindert, soweit es die Polizeivorschriften nicht schon verbieten, ihre Form. Diese Form kann aber zu einer wirklichen Gefahr werden, wenn jemand über diese Hindernisse im Wege stolpert. Also wird ihr einziger Daseinszweck wohl wieder die mehrfach erwähnte sog. „Poesie“ sein. Und auch hier wieder kann ich nur auf

Abbildung 51

Beispiel und Gegenbeispiel verweisen und das Auge nach der Poesie fragen lassen.

Widersprechen macht nun einmal soviel Freude, und so werden sich auch manche Leser die Freude machen und sagen: ja, aber die alte Anlage, besonders Abb. 63, umgibt der Zauber des Alten, Ruinösen und die neue muss erst schön „werden“. Ich könnte diesen so oft gehörten Einwand ganz einwandfrei widerlegen, wenn ich über ein Mittel verfügte: wenn ich eine Photographie zur Hand hätte, die zeigt, wie Abb. 64 in hundert Jahren aussehen wird, und eine zweite, wie Abb. 63 oder auch 65 vor hundert Jahren aussah. Es ist aber auch ohne diesen Augenbeweis gar kein Zweifel, dass hier nicht Alter oder Neuheit die Ursachen von Schönheit und Unschönheit sind, sondern dass diese Ursachen lediglich in der Anlage selbst stecken. Man wolle sich nur einmal die Veränderungen recht klar machen. Auf den beiden Bildern (63 und 64) stehen auf der oberen Terrasse junge Bäume. Sind solche jungen Bäume nicht etwas Entzückendes, wenn sie an ihre Stämmchen gebunden dastehen? Ist auf dem Bilde 63 die Mauer mit der Scheune etwas Schöneres, als auf 64 die weite Ferne mit dem alten Schlosse dahinten? Alles andere aber ist Anlage. Die Schlinggewächse auf dem Vordergrund des Bildes 63 sind fast ausnahmelos einjährige Gewächse, die man, wenn man wollte, auch in der jüngsten Anlage ziehen könnte. Kaum viel anders fällt

Abbildung 52

der Vergleich mit Abb. 65 aus. Nein — mit dieser Ausrede ist nichts zu machen. Wer es nicht versteht, eine Anlage gleich schön zu machen, wird umsonst auf ihre Verschönerung durch ihren Ruin warten.

Eine der, sagen wir: komischsten Gegenüberstellungen von neuer und alter Kultur, die hier im Bilde vorgeführt werden, ist mir Abb. 67 und 68. In beiden Fällen war fast die gleiche Aufgabe zu lösen: die Treppenanlage zu einem auf terrassenförmig ansteigendem Terrain liegenden Garten. In der alten Anlage ist die Aufgabe nicht allein mit Phantasie gelöst, sondern sie schmiegt sich auch auf das engste den natürlichen Bedingungen an, so dass ihre Benutzung leicht und angenehm wird. Man lasse sich beim Betrachten des ersten Bildes nicht durch die starken Futtermauern des Terrains zu der Meinung irreführen, dass erst diese kostspieligen Bauten der Anlage die Schönheit verliehen. Auch ohne diese Futtermauern, nämlich indem sie in denselben Windungen durch das Berggelände, dem sie sich anpasst, hinaufstiege, würde die Treppe dem Auge von Reiz und dem Fusse angenehm zu betreten sein, wenn sich auch der Charakter des Ganzen ändern würde — man stelle sich nur das sich ergebende Bild in der Phantasie vor. Das schlechte Prinzip der Treppe 68 liegt darin, dass hier das Gefährliche sowohl wie das Nüchterne einer so steilen, nirgends unterbrochenen Treppe nicht vermieden worden ist. Man meint den Hals zu brechen, wenn man die Treppe auch nur ansieht. Können wir uns vorstellen, dass sie zu einem Heim führt? Sie täglich hinaufsteigen zu müssen, erscheint als Qual für jeden, dem die Steine noch reden. Zu wem aber die Um-

Abbildung 53

gebung nicht durchs Auge redet, je nun, dem erzählt sie auch nichts Schönes. Er mag seine Abgestumpftheit in Ruhe ertragen, er weiss eben gar nicht, welche Fülle von Lebensfreude ihm damit verloren geht.

Wir sind hier von selbst zum Thema des Garteneingangs gekommen. Betrachten wir die alten Gartenanlagen, so überkommt uns das Gefühl der Bewunderung dafür, mit wieviel Phantasie und zugleich mit welcher sicheren Selbstverständlichkeit dort immer die Art des Zugangs zum Garten und seine Formen gefunden sind, möge sich nun das Terrain des Gartens auf der Höhe des Weges, unter oder über seinem Niveau befinden. Diese Bewunderung erstreckt sich gleichzeitig immer mit auf die Gestaltung des Gartenterrains selber, von dem die Eingangsfrage nicht zu trennen ist.

Betrachten wir neue Gärten, so werden wir Gestaltung kaum irgendwo bemerken. Das Terrain ist hergenommen, wie's grad ist, und das Schema F ist auf dem Reissbrett darauf gepresst, möge es nun passen oder nicht. Von Ausnahmen, die sich irgendwo befinden mögen, rede ich nicht. Sie richten als Ausnahmen genugsam den heutigen Typus. Niemand wird leugnen können, dass dieser moderne Gartentypus in Villenstrassen und Villenkolonien das kopfloseste und ödeste ist, was unsere moderne Kultur überhaupt gezeitigt hat. Das Material der lebenden Pflanze ist nicht gut zu korrumpieren gewesen, und wo es wuchert, er-

Abbildung 54

freut es wenigstens durch sein Vorhandensein. Wenn man aber die herrlichen Harmonien, die man früher aus dem Pflanzenmaterial und dem Menschenwerk schuf, erkannt hat, dann muss man einen wahren Abscheu bekommen vor allem, was man heute Garten nennt.

Gehen wir mit unseren Vergleichen ohne vorherige Aufstellung eines Systems wieder gleich mit anschaulichen Bildern voran. Abb. 69 und 70 sind zwei ganz iden-

tische Anlagen. Eine Gartenvilla in einer bevorzugten Strasse einer kleinen Stadt ist bei beiden das Thema. Nehmen wir zunächst das linke Bild. Das Haus ist hier mit seiner Schmalseite an die Strassenfront herangerückt. Mit guten Gründen. Rückt man das Haus nur etwas von der Strassenfront zurück, so bleibt ein schmaler Streifen Garten, der nur Verlust bedeutet, da mit ihm rein nichts anzufangen ist. Er ist zu schmal und zu sehr den Blicken der aussen Vorübergehenden exponiert, um irgendwie einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren. Wollte man dagegen das Haus so weit in den Hintergrund des Garten rücken, dass es sich vollkommen von der Strasse trennt, so würde das erstens eine bedeutende Tiefendimension des Gartens voraussetzen, die hier nicht zur Verfügung stand, zweitens würde es den Charakter des Ganzen insofern wesentlich ändern, als dann das Haus gar nicht mehr mit der Strasse kommuniziert. Ob das aber der Fall sein soll, entscheidet Zweck und Sinn des Erbauers — jedenfalls ist es eine andere Lösung der Aufgabe. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, dass der Erbauer aber den Wunsch hat, von seinen Fenstern aus die Strasse überschauen zu können. In diesem Fall ist das Zurückrücken der Frontseite um nur wenige Meter meist nichts als eine Thorheit, die sich nur in wenigen Fällen durch besondere Umstände rechtfertigen lässt. Diese Art von Anlage erzwingt aber heute die Baupolizei und macht

Abbildung 55

sie im ganzen Lande zur ständigen Regel, so dass nun alle Villenstrassen überall dieses kopflose Aussehen bekommen. Der Sinn der polizeilichen Vorschrift entspringt ja ganz sicher dem guten Willen, das Entstehen von blossen Fronthausstrassen zu verhindern, indem man die „Zinsvillen“ mit etwas Grün umputzt. Aber die Vorschriften sind wieder einmal zu kurz gedacht: mit etwas mehr Phantasie oder wenigstens mit etwas

Abbildung 56

Studium der alten Anlagen liesse sich derselbe gute Zweck erreichen, ohne jenen armseligen Typus gross zu züchten.

Die Strassen, in denen die Villen wie auf Abb. 69 angelegt sind, sind wirklich ideale Gartenstrassen, in denen der Wunsch der Baupolizei: lichte und freie Strassen zu erhalten, im höchsten Grade erfüllt ist. Dass von Zeit zu Zeit einmal ein anmutiger, mit Grün umsponnener

Abbildung 57

Giebel in der Strassenflucht liegt, macht die Strasse nicht enger oder weniger frei. Mit dem Reissbrett und dem Lineal lassen sich solche Gestaltungen nicht entscheiden. Im Bande über „Städtebau“ eingehenderes über diese Frage. Jene Strassen entstanden damals auch ohne Polizeivorschriften. Ich will nicht entscheiden, ob sie nicht auch heute ganz von allein entstehen würden, einfach nach dem alten Gesetz von Angebot und Nachfrage. Wenn

die Leute lieber in freistehenden und mit Grün umsponnenen Häusern wohnen wollen, so kommt der Erbauer ganz allein schon den Wünschen der Konsumenten entgegen, ohne dass die Polizei die Menschen erst zu ihrem Glücke zwingen muss. Ist es aber wirklich unbedingt notwendig, dass die Baupolizei diese Fragen regelt, so thue sie es wenigstens nicht in dieser armseligen Weise, die aussieht, als wenn sie ein Schutzmann ausgedacht hätte.

Zurück zur weiteren Betrachtung der Anlage. Also das Haus stösst vorn an die Strasse an, der hintere, verdeckte Teil des Gartens wird dadurch grösser und der eigentliche, zum privatesten Gebrauch dienende Teil des Gartens bleibt dem Blick der Vorübergehenden entzogen. Der Eingang ist rechts vom Hause. Zwei kräftige Steinpfosten flankieren ihn, das ursprünglich hölzerne Gitter ist durch ein eisernes, Gott sei Dank aber wenigstens nicht „verziertes“ Gitter ersetzt. Da die schiefe Ebene des ursprünglichen Terrains in Terrassenform planiert ist, führen einige Stufen herab zu dem ersten Gartenniveau. Dieser Teil des Gartens, der den Blicken von aussen ausgesetzt ist, wird also auf die Weise zum Zugangswege, gleichsam einem neutralen Gebiet, und das intimste Stück des Gartens wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Und nun betrachte man Abb. 70. Vom Hause selber sei hier nicht ausführlich die Rede, da über diese Fragen

Abbildung 58

im Bande I vom Hausbau eingehend gehandelt wird. Aber auch ohnedies wird sich niemand der Kläglichkeit des Anblicks verschliessen können, den nach Abb. 69 solch ein Haus bietet. Zu welcher dürftigen Schweizerhausphantasie ist der kluge Giebel geworden, wie unklar und zerrissen sitzen die Fenster in den Wänden, wie sinnlos laufen die Sandsteinstreifen über die Backsteinfassade, ohne dass sie doch irgend etwas zu definieren hätten. Das Haus ist zurückgerückt und folgt der baupolizeilichen Front, indem es zwischen sich und die Strasse einen schauderhaften exponierten Vorgarten setzt. Diese Oede scheint man schliesslich auch empfunden zu haben und hat nun auch wieder ein gänzlich miss-

Abbildung 59

ratenes Gartenhaus hingepflanzt, das eher an eine Bauhütte, als an einen behaglichen Sitzplatz erinnert und ein trostloses Gefühl verbreitet. Ich bitte nur, der Reihe nach all die gezeigten guten Gartenhäuser und Lauben

Abbildung 60

zu betrachten und dann den Blick auf dieses hier fallen zu lassen. Das wird jedes weitere Wort unnötig machen. — Der Garten hat seine schiefe Ebene behalten, auch der Zugang ist so eine schiefe Ebene geworden, der

Eingang ist in dem Gewirr des Gitterwerks kaum zu finden. Da das Haus gerade in der Mitte des Gartens steht, ist auch nirgends ein ausgesprochener Teil des Gartens entstanden und man sieht es dem Ganzen sofort von aussen an, dass sich niemand wirklich glücklich in dem Garten fühlen kann. Vielleicht haben die Bewohner desselben nie die wahre Heiterkeit und den Frieden des Gartens kennen und empfinden gelernt und vermissen nicht direkt das nie Gekannte. Aber wirkliches Lebensbehagen kann sie dort nicht überkommen.

Eine ähnliche Anlage zeigt Nr. 71, nur handelt es sich dabei um viel bescheidenere Verhältnisse. In dem Hause auf Abb. 69 wohnte Goethe des öfteren im Sommer. Abb. 71 ist das Häuschen eines Windmüllers. Ein ganz kleines bescheidenes Häuschen, das so weit zurückgesetzt ist, dass zwischen Weg und Haus ein wirklicher benutzbarer Garten liegt, in dem die Leute zwischen Buchsbaumhecken und Rosenspalieren Erdbeeren pflanzen und Kohl ziehen. Das Ganze lag einst weit vor der Stadt im Felde, und die Gesichtspunkte waren andere, als in der Gartenstrasse. Kann ein empfänglicher Mensch an dieser kleinen Idylle vorübergehen, ohne einen freundlichen Gedanken dort mitzunehmen, ohne die Idee zu streifen, dass glückliche Menschen dort wohnen mussten? Philemon und Baucis sind nicht mehr am Leben, Neubauten haben das Häuschen umschlossen, die nur von

Abbildung 61

Qual und Langeweile erzählen. So, wie auf Nr. 72. Ist es nicht eine Strafe, lange dies Bild betrachten zu müssen. Flimmert's einem nicht vor den Augen, be-

kommt man nicht Augenschmerzen vor all dem Gewirr von weissen Fugen, Drahtgitter und sonstigem Gezappel, wird einem nicht angst und weh vor diesen Zuchthausfenstern, zerquält man sich nicht immer bewusst oder unbewusst das Gehirn, zu was diese kleine öde Sand- und Rasenfläche zwischen Haus und Strasse da ist, ob man da Menschen zur Strafe drin einsperren will, die sich zwischen den peinigenden Blicken der Neugierigen vor dem Käfig und der harten Steinmauer nicht zu retten wissen? Ist das der Sinn des 19. Jahrhunderts? Man thue als Gegenmittel einen tiefen Blick in die freundlichen Augen des alten Häuschens auf Abb. 71, in dem Menschen wohnten!

Abb. 73 zeigt die Art und Weise, wie man in früheren Zeiten in den Strassenfronten ein Gärtchen anbrachte, das reizend ausgedacht war und wiederum Zweck und Sinn der Anlage klar zum Ausdruck brachte. Das Haus ist in Hufeisenform angelegt. Zwei Seitenflügel verband ein zurückliegender Mittelbau, so dass zwischen diesen dreien und der Strasse ein viereckiger Raum übrig blieb. Die Eingangstreppe legte man so, dass sie halb auf der Strasse, halb innerhalb der Futtermauer lag, auf die sich die so hochgelegte Terrasse stützt. Heute werden solche vorspringenden Treppen rasiert und Neuanlagen der Art verboten. Man hat sich daran gewöhnt, solche Vorschriften als die notwendigen Folgeerscheinungen der neuen Zeit anzusehen. Leute mit

Abbildung 62

Geschmack finden, das wäre zwar tieftraurig, aber unabwendbar.

Ich glaube nicht an die logische Richtigkeit dieser Beweisführung. Wir haben uns nur daran gewöhnt, all diese kurzgedachten Vorschriften als gegeben hinzunehmen und grübeln nicht mehr darüber nach, ob ihr Kern nicht am Ende doch nichts als Unsinn und Schutzmannsweisheit enthält.

Abbildung 63

Solche Anlagen sind ein Verkehrshindernis. Das ist das Axiom, das ich allmählich anzuzweifeln beginne. Oder richtiger gesagt: der Gedanke, der ihm für die Weiterentwicklung der Menschheit zu grunde liegt, fängt an, mir als ein recht schief gerichteter zu erscheinen.

Das Menschenleben hat sich allmählich zu einer Hetze und wilden Jagd entwickelt: also rasch alles aus

Abbildung 64

dem Wege räumen, was der Weiterentwicklung zu immer tollerer Hetzjagd im Wege stehen könnte.

Wir haben verlernt, unsere Augen zu gebrauchen. Sie sind uns nicht mehr Gefühlsvermittler und Richter über den sittlichen Wert unserer Formen, sondern nur noch stumpfe Tastorgane, die verhindern, dass wir nicht an alle Ecken anrempeln. Deshalb um Gotteswillen alle Ecken und krumme Linien vermeiden, nur immer ganz

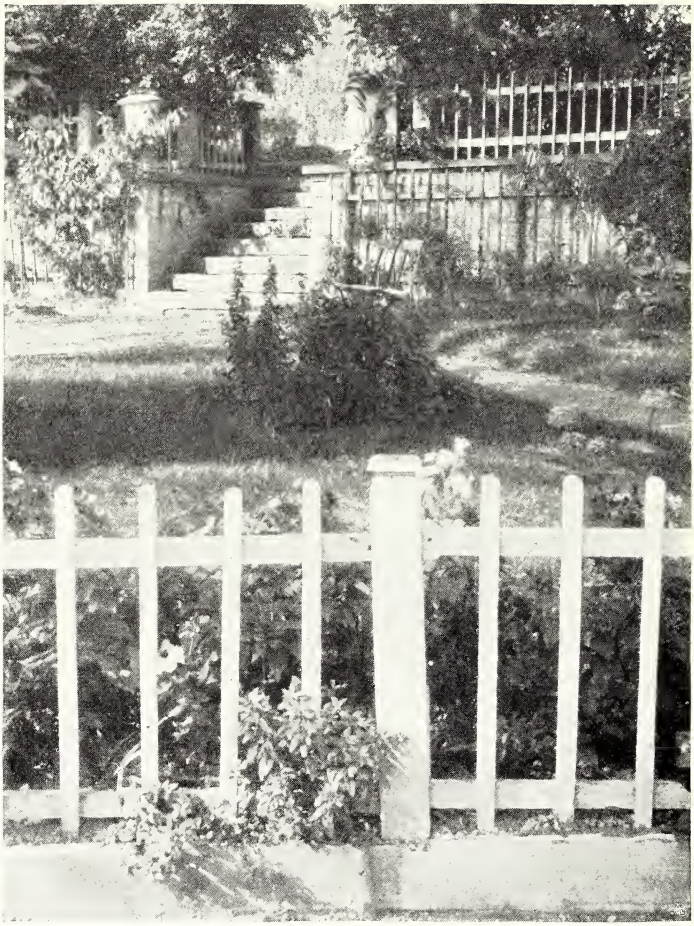

Abbildung 65

gerade Strassen, damit der Mensch in seiner tollen Fahrt durchs Leben wie besessen einherfahren kann, ohne nach rechts und links zu sehen.

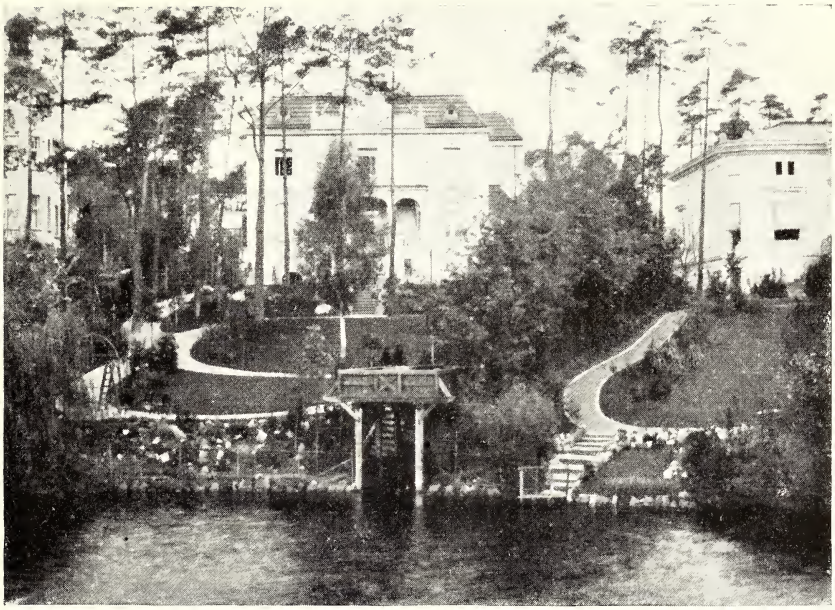

Abbildung 66

Unsere Glieder sind steif und ungewandt geworden. Wenn wir unserer Militärpflicht genügt haben, legen wir uns einen Bauch und eine Glatze an und wollen keinen Sprung mehr machen. Deshalb alles hübsch glatt und eben: aus allen Strassen eine Gleitebahn machen, auf denen man weiter so hin dösen kann, ohne dass man irgendwo den Fuss zu heben oder aufzumerken braucht.

Das ist der tiefste unbewusste Sinn der Prinzipien, nach denen wir das Leben einrichten. Wenn diese Prinzipien recht haben, so sind auch die Verordnungen richtig, aber ich bin der Ueberzeugung, dass diese

Abbildung 67

Kulturgedanken uns auf verfehlte Bahnen drängen. Es ist nicht nötig, dass wir, wenn wir die Fortschritte der neuen Zeit benutzen, sie zugleich missbrauchen.

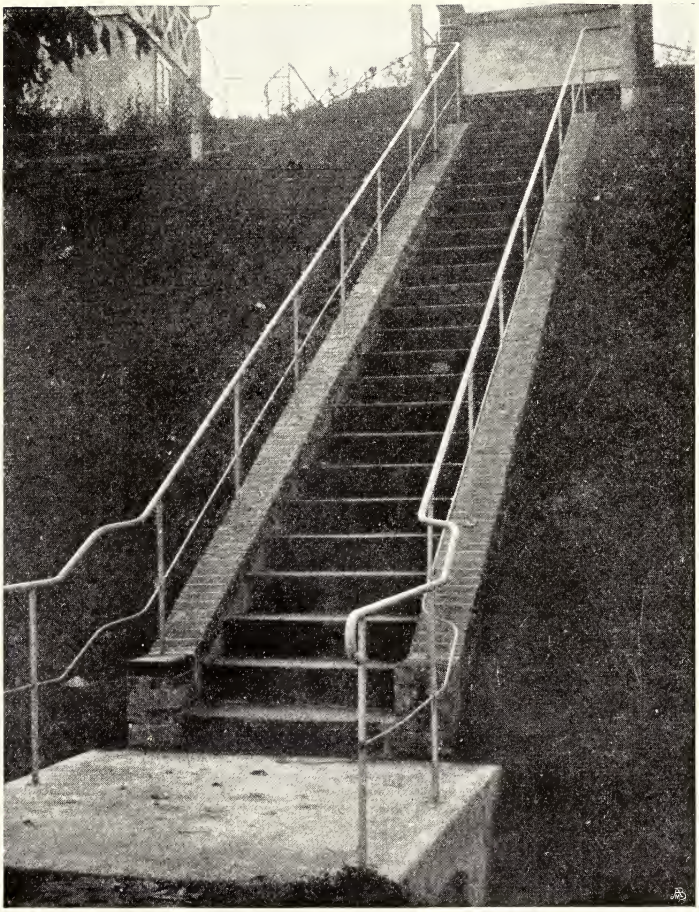

Abbildung 68

Wenn wir von dem steigenden Verkehr der neuen Zeit sprechen, so kann das auch nicht als eine absolute Grösse hingenommen werden. Das Strassenleben einer

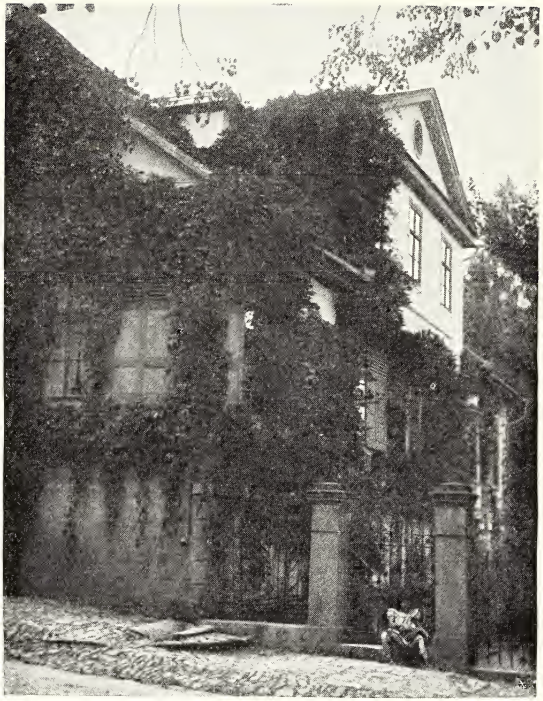

Abbildung 69

kleinen Stadt im Jahre 1900 ist kein lebhafteres, als das einer kleinen Stadt im Jahre 1500 oder in einer Villenvorstadt der grossen Stadt. Wenn wir uns aus den Dokumenten jener Zeit ein richtiges Bild machen, so ist im Gegenteil anzunehmen, dass es damals auf der Gasse belebter zuging wie heute, weil sich damals manches auf und an der Strasse abspielte, was sich heute in gedeckte und geschützte Räume zurückgezogen hat. Zudem nehmen heute Städte von 20000 Einwohnern

Abbildung 70

einen grösseren Raum ein, als vordem Städte von 50000 Einwohnern, welche von einer Mauer umschlossen wurden und enge Gassen hatten. Mag der Wagenverkehr auch bedeutend zugenommen haben — trotzalledem vermag ich nicht einzusehen, was für ein entsetzliches Verkehrshindernis ein paar Stufen sein sollen, die in den Fusssteig einspringen, besonders seitdem die Beleuchtung ihre Fortschritte gemacht hat. Man sieht sie eben und weicht ihnen aus. Nach den Prinzipien, nach denen

Abbildung 71

jene Aufräumer gehen, müsste man ja schliesslich die Laternenpfähle und die Strassenecken polstern lassen. Wir wollen doch Menschen sein, die sich ihres Lebens und ihrer Lebenskräfte bewusst sind und die nicht ein fast künstlich-automatisches Leben führen. Dass man eine Verkehrscentrale, wie etwa die Leipzigerstrasse in Berlin, auf diesen riesenhaften Verkehr hin baut, schliesst doch nicht die Notwendigkeit ein, dass sich jedes Gässchen im glücklichen Krähwinkel auf ebendenselben Riesen-

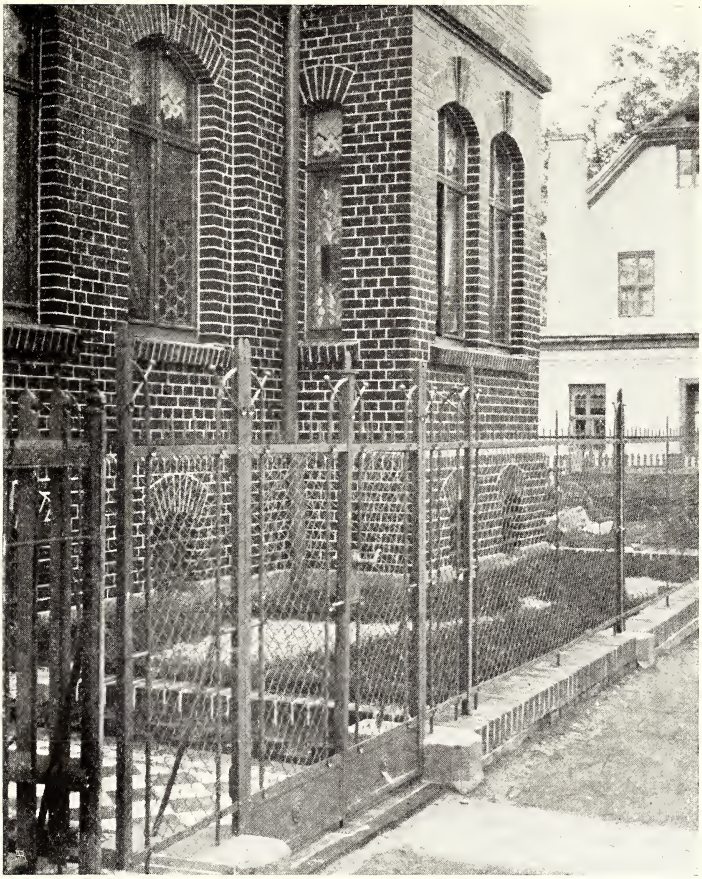

Abbildung 72

verkehr vorbereitet und dementsprechend alles demoliert.

Die Treppe führt also zu dem Gärtchen empor, das so hoch über der Strasse liegt, dass ein Herein-

Abbildung 73

blicken von dieser aus unmöglich gemacht ist. Dieses von drei Seiten von freundlichen Hausfronten eingeschlossene Gärtchen müsste den angenehmsten Aufent-

Abbildung 74

halt bieten. Der Mittelweg, der von der Strassenpforte zur Hausthür führt, teilt ihn in zwei gleiche Teile, Buchsbaumhecken fassen sie ein, Rosen umspinnen das Spalier-

werk und ein kleines Wasserbecken, eine Grotte, eine Statue oder dergleichen könnte den Garten schmücken. Rechts und links von den Seitenflügeln könnten oben Sitzplätzchen angelegt sein, die im Schatten der Mauern oder der Bäume liegen und geschützte Beobachtungsposten für das Strassenleben bieten. Das hier in Abb. 73 vorliegende Exemplar hat seine alte Kultur verloren und ist verwahrlost.

Solche mit Liebe erdachten Anlagen fehlen der neuen Zeit ganz. Stereotyp kehrt immer nur der eine und noch dazu verfehlte Gedanke wieder: der Vorgarten. In infinitum könnte ich die Gegenbeispiele wie Nr. 74 anführen.

Nr. 75 zeigt die Anlage eines Gärtchens, das im alten Stadtgraben angelegt ist. Seitdem die Befestigungen gefallen sind, führen Strassen an den alten Wällen hin, ein Streifen von diesen ist neben der Strasse stehen geblieben und dient gleichsam als Terrasse (siehe auch Abb. 28). Dort, wo der Eingang von der Strasse aus ist, steht eine kleine Laube, hoch über der Tiefe der alten Mauer. Ein Treppchen führt hinunter in den Grund, von einem Rebgang überdeckt. Meine Abbildungen sind im Winter gemacht, die Bäume sind kahl und frostige Stimmung liegt über dem Ganzen. Trotzdem sieht man ihm seine behagliche Gartenanlage noch an. Es ist ein ganz bescheidenes Gärtchen, gemacht von Leuten in den bescheidensten Verhältnissen, wie Ludwig Richter sie uns sehen gelehrt hat.

Abbildung 75

Einen über der Strasse liegenden Garten zeigt Abb. 76. Hier ist alles in dichtes Grün eingesponnen, das über die Mauer wuchert. Breite Steinstufen und eine freundliche Holzthür geben das Motiv.

Man vergleiche die Garteneingänge Abb. 77 und 78. Der erstere bildet einen Typus des natürlichen „gewachsenen“ Garteneinganges, wie ihn der wohlhabende Städter im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich baute. Von der Art dieser Gartenanlagen sprach ich schon. In den breiteren Gartenstrassen blieb in der den ganzen Garten umziehenden hohen Mauer eine breite Lücke, die nur durch Lattenwerk geschlossen war und in deren Mitte die Eingangsthür lag. Doch profanierte dieser Einblick den Garten nicht; wie in all den harmonischen Anlagen jener Zeit war auch die Lage des Hauses mit feinem Sinn darauf berechnet. Dieses schloss dann mit seiner breiten, niedrigen Front den Garten gegen die Bresche zu ab, indem man zwischen Haus und Gitter ein breites und langes Blumenparterre legte, das gleichsam einen erweiterten Eingang des Hauses bildete, und durch dessen bunten Teppich der breite mit Buchs eingefasste Weg gerade auf die wiederum breite Thür des Hauses führte. Eine solche Lösung bedeutete natürlich durch ihre Raumverschwendung eine ziemlich luxuriöse Anlage, denn der eigentliche Garten lag erst hinter dem Hause und war ringsum von Mauern umschlossen. Wer auf solchen Luxus verzichten musste, der wählte eine andere Lagerung des Hauses zum Garten, aber er suchte nicht durch blosse Verkümmerung und Verkleinerung der reichen Anlage den Schein einer solchen aufrecht zu erhalten, wie das heutzutage üblich,

Abbildung 76

ja für gewisse Strassen die baupolizeiliche Vorschrift geworden ist, von der ich schon sprach. Abb. 78 zeigt diesen Typus. Man wird nicht leugnen können, dass so wie dieses Bild die meisten „Zinsvillen"-Strassen in

Abbildung 77

grossen und kleinen Städten aussehen. Zu dem kläglichen Typus kommt nun eine noch kläglichere Ausführung. Aus den kräftigen monumentalen Sandsteinpfosten sind armselige Pföstlein geworden. Aber was an Monumentalität abgeht, wird durch gar herrlich reiche Ornamentik ersetzt! Man ruht nicht eher, als bis das Ganze durch lauter Kleinkram kurz und klein zerhackt und jede übersichtliche Gliederung aufgehoben ist. Auch über diese Formenauffassung ist sachlich nichts Neues mehr vorzubringen; ich kann einen jeden, der noch

Abbildung 78

überzeugt sein will, nur bitten, beide Bilder nebeneinander auf sich wirken zu lassen.

Die schönste Art der Garteneinfriedigung wird wohl

Abbildung 79

immer die hohe Mauer bleiben. Nicht allein für den, der drinnen ist, sondern auch für den aussen Vorübergehenden, denn es ist etwas Köstliches um den heimlichen, verschwiegenen Zauber einer hohen Mauer, über welche die Bäume sich neigen. Gewiss ist eine solche Maueranlage die teuerste Lösung der Garteneinfriedigung. Hat man nicht trotzdem auch heute noch oft genug die Mittel dazu? An der Sparsamkeit liegt es nicht, wenn die neuen Anlagen lächerlich aussehen. Man vergleiche Nr. 79 und 80. In beiden eine vollkommen identische Anlage mit Mauern. Aber auf dem linken Bilde fühlt man sich wohlig gestimmt und auf dem rechten meint man einem Sargdeckel gegenüberzustehen. Die Verzierungen geben den Eindruck der Armut, nicht des

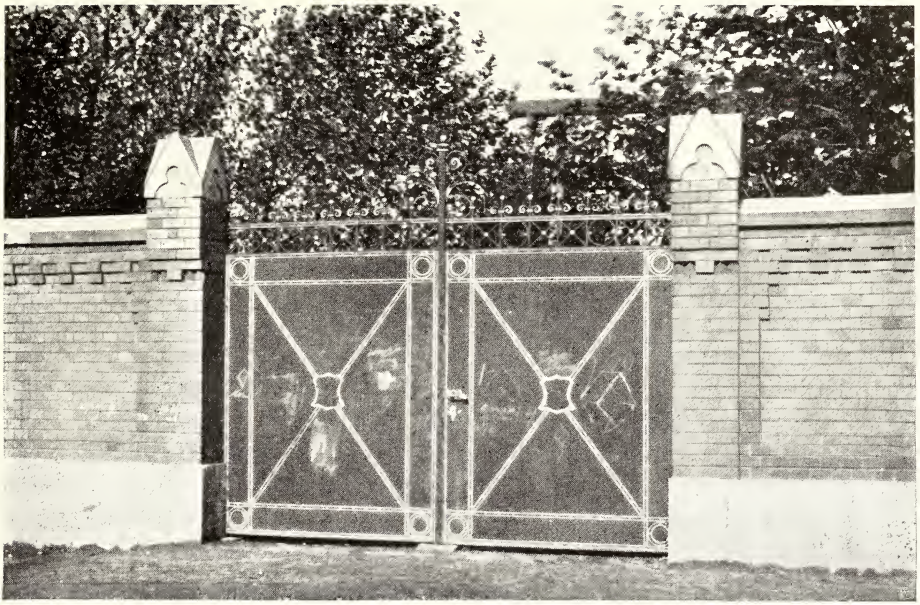

Abbildung 80

Reichtums, während die schlichten Linien der Holzthür von Vornehmheit und Behagen reden.

Es ist überhaupt sehr schade, dass man heute dem Eisen als Material so unbedingt den Vorzug vor dem Holze gibt. Es liesse sich für die Berechtigung dieser Wandlung nur ein Grund beibringen und der wäre für die Welt ein tief beschämender: dass nämlich die Menschheit im Gegensatz zu früher nur noch aus Vandalen bestünde, die alles kurz und klein schlügen, was nicht niet- und nagelfest ist. Ich will nicht darüber entschei-

den, ob dem so ist. Ich möchte nur feststellen, dass man im 17., 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die meisten Gartenthüren aus Holz machte, obgleich man sehr wohl schmiedeeiserne kannte. Landstreicher und Einbrecher gab's damals denn doch wohl nicht weniger, als heute — aber man empfand das Traute, Anmutige und Warme wahrscheinlich stärker und also als einen grösseren Wert, der dem Material des Holzes und den ihm entsprechenden Formen innewohnt. Uebrigens trifft es nicht einmal ohne weiteres zu, dass hölzerne Thüren minder haltbar seien. Wir haben so unendlich viel Thüren, die ihre 150 Jahre alt sind, dass die Fürsorge, dass unsere modernen eisernen Gartenthüren nur ja ihre 2—300 Jahre alt würden, wirklich übertrieben erscheint. Ganz gewiss haben die alten Holzgartenthüren während dieser Zeit hie und da der Reparatur bedurft, aber dafür war ihre Anlage auch um so viel billiger, dass man bei den eisernen doch noch von keiner Ersparnis reden könnte. Ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten: in vielen Fällen sind Holzgitter haltbarer. Holz fault, wenn man es nicht mit Oelfarbe schützt — Eisen rostet, wenn man es nicht in der gleichen Weise schützt. Die üblichen eisernen Spitzen unserer Gitter vermag ein Hammerschlag abzuschlagen oder doch so zu biegen, dass der Stab bricht. Holz ist viel zäher und ist vor allem viel leichter zu reparieren.

Abbildung 81

Noch eine Thatsache sei erwähnt, die dem Holz den Vorzug vor dem Eisen gibt: das akustische Verhalten von beiden Materialien. Während eine Holzthür hübsch leise und schalldämpfend in ihren Rahmen fällt, dröhnt und schlägt eine eiserne Thür, dass es durch das ganze Haus und Garten schallt. Es ist ein so hässliches Geräusch, dass dieses allein einem schon die eisernen Thüren verleiden könnte. Soll eine eiserne

Abbildung 82

Thür nicht Geräusch machen, so muss sie mit der äussersten Sorgfalt gearbeitet und von grosser Schwere sein, was allein schon nicht auf die Bestimmung als

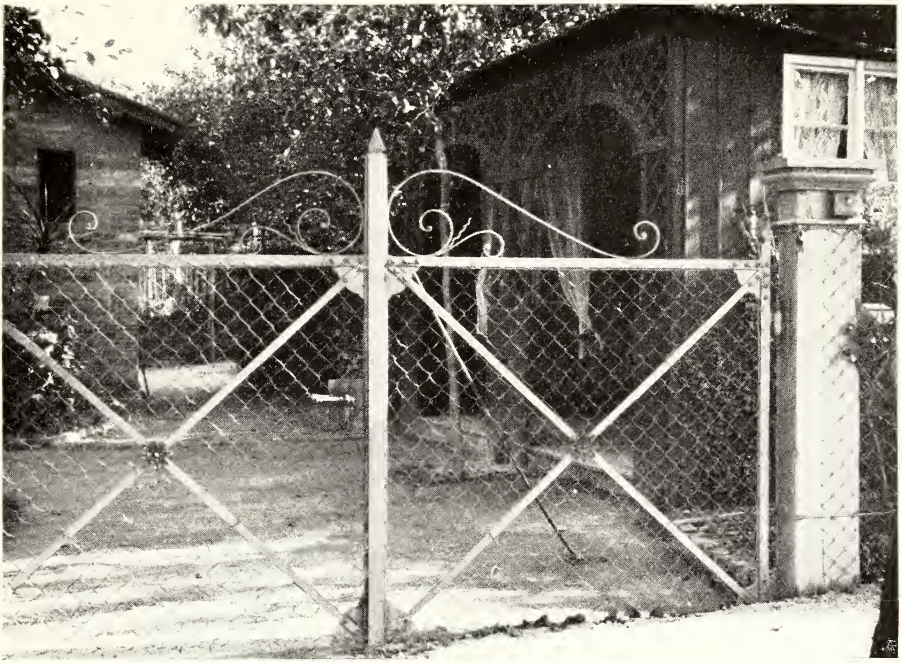

Abbildung 83

luftige Gartenthür hinweist. Ich möchte nicht so missverstanden werden, als hielte ich's für unmöglich, auch aus Eisen schöne Gartenthüren zu gestalten. Ich zeige in Abbildung 81 ein Beispiel aus einem alten fürstlichen Park, der im übrigen selbstverständlich von einer hohen Mauer umschlossen ist. Aber man sollte deswegen doch nicht das schöne Material des Holzes vergessen. Es liegt keine Notwendigkeit dafür vor, und das Beispiel Englands und Amerikas,

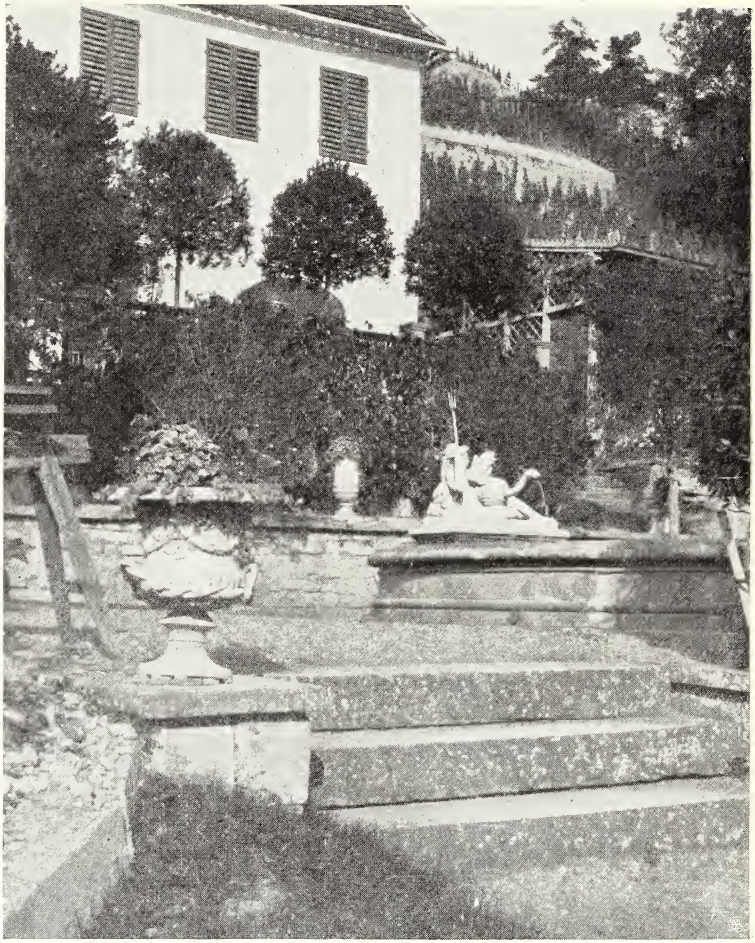

Abbildung 84

die das Holz als Garteneinfriedigung wieder sehr aufnehmen, sollte uns da etwas zu denken geben.

Man vergleiche Abb. 82 und 83 einmal nur auf das

Abbildung 85

Material hin. Die erstere zeigt Gartenzaun und Laube älteren Datums. Wie freundlich ist die Anlage trotz der winterlichen Stimmung, und wie anmutig ist ihr ein-

Abbildung 86

faches Spalierwerk! Das andere Thor, Abb. 83, welche Wirkung erreicht es mit seinen Eisenschnörkeln? Aus der Ferne die, dass es gar nicht da zu sein scheint, aus der Nähe die der langweiligsten Dürftigkeit. Aber nun wolle man die Aufmerksamkeit einmal entschieden auf das Material lenken. Muss man da nicht zu der Meinung kommen, dass zu den bescheidenen stillen Gärten das freundliche Holz mit seinen breiten Pfosten besser „stimmt“, als das dünne Eisen? Dem Material

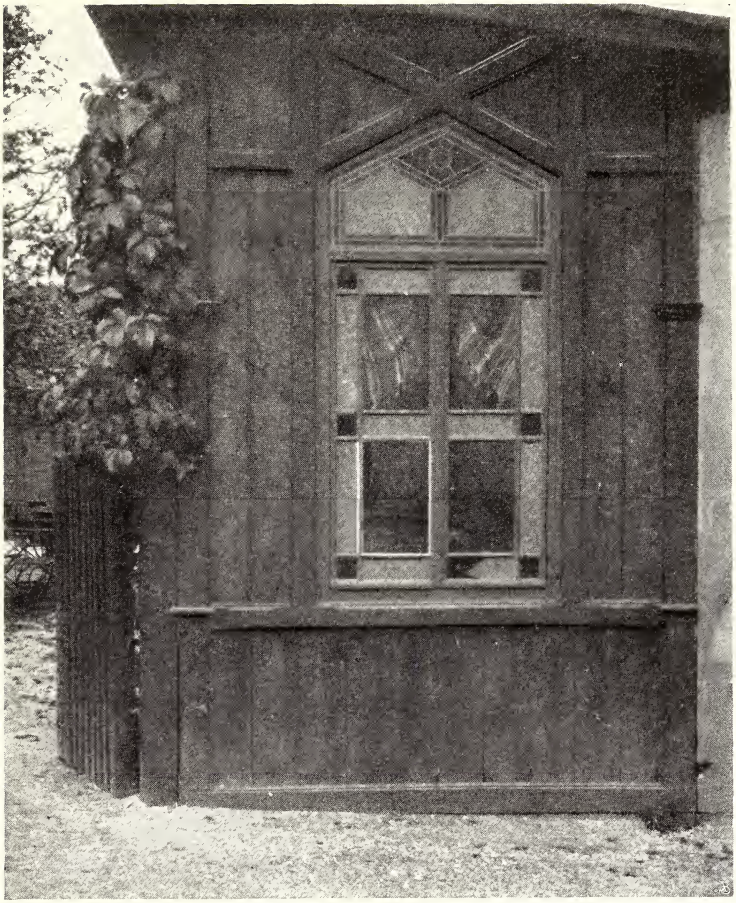

Abbildung 87

des Eisens wohnt eben eine andere Ausdrucksweise inne, und diese passt nicht überall hin. Es werden Fälle kommen, wo sie hinpasst, wenn auch in anderen

Abbildung 88

Formen, als in denen, die sich heute im Geschäftsvertrieb der Schlossermeister eingefunden haben.

Auch Abb. 84 und 85 zeigen nahezu identische

Abbildung 89

Anlagen. In Nr. 84 sehen wir eine Terrasse, die sich vor der Villa erstreckt. Alles ist hier von ausgesucht feinem Geschmack und mit Verstand angeordnet. Dicht

Abbildung 90

vor das Haus selbst ist noch eine zweite kleinere, aber hohe Terrasse gelagert, die den Uebergang zum Haus vermittelt und einen angenehmen Ort zum Sitzen bietet. Die untere Terrasse zeigt in der Mitte ein rundes Wasser-

Abbildung 91

becken, das sein Wasser von einer Figur, die seltsam ist, aber doch Stil hat, empfängt. Runde Bäume geben der Balustrade überschaubare Verhältnisse und leiten zur Architektur über. Niedrige Vasen, aus den Blättern

Abbildung 92

emporwachsend, sind regelmässig verteilt. — Auf Abbildung 85 sieht man noch das abscheuliche eiserne Gitter, das vorn den Garten abschliesst. Auch hier führen Stufen herauf, auch hier stehen Vasen mit Pflanzen, auch hier erhebt sich die Villa unmittelbar hinter der Terrasse. Aber alles ist ausdrucklos, unnütz, nirgends empfindet man die Logik des Aufbaus, nirgends das notwendigerweise Gewordene. Die schreckliche Vase

Abbildung 93

auf der Säule mit der dürftigen Palme drin ist so eine Art Gradmesser für das Ganze, das auch bloss wieder einmal recht angeschaut zu werden braucht, um in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt zu werden.

Abbildung 94

Den Formen wohnt ein merkwürdiges Ausdrucksvermögen inne, derart, dass bei einer scheinbar ganz geringen Aenderung der Form sich oft eine starke Ver-

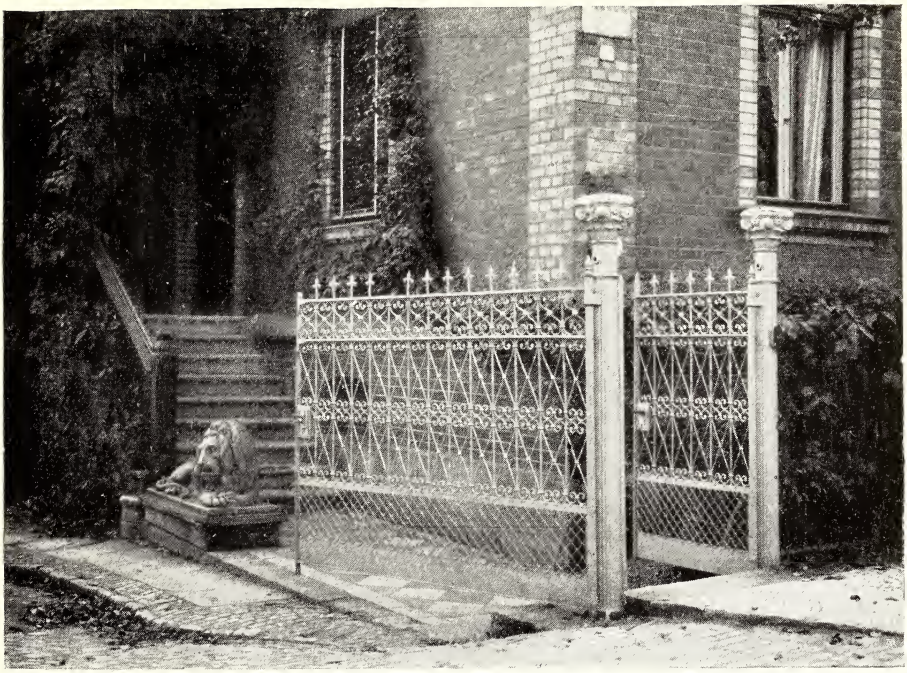

Abbildung 95

änderung des Ausdruckes ergiebt. Die Fähigkeit zum Lesen in den Formen lässt sich sehr steigern. Man kann sich das an folgenden Beobachtungen klar machen: an sich sind die einzelnen Individuen derselben Menschenrasse sich sehr ähnlich. Alle haben Nasen, Augen, Ohren, Arme, Beine, die überall in derselben Weise angeordnet sind. Trotzdem wissen wir, dass kein Mensch dem andern gleich sieht und erkennen auf den ersten Blick die Verschiedenheit des Ausdrucksinhaltes der

Abbildung 96

einzelnen Formen, die doch den Typus immer nur ganz wenig variieren. Diese Fähigkeit, in den Formen zu lesen, ist die Erziehung unseres Gesichtssinnes durch die systematische Schulung der Beobachtung. Diese

Abbildung 97

Beobachtung wird jedoch meist nur partiell geübt. Die Fähigkeit zur Unterscheidung der einzelnen Menschenerscheinungen und besonders ihrer Gesichter ist im allgemeinen bei allen Menschen entwickelt. Es scheint

das den meisten eine Selbstverständlichkeit. Man kann sich an einem naheliegenden Beispiele klar machen, wie wenig selbstverständlich ihr Vorhandensein ist oder in den allgemein angeborenen Fähigkeiten des Menschen begründet liegt, dass es vielmehr die Entwicklung der Fähigkeit durch Uebung voraussetzt. Wenn wir in eine Hammelherde schauen, so sehen wir eine Vielheit von Hammeln, das einzelne Individuum unterscheidet sich nicht, es sei denn durch eine besondere Grösse oder Kleinheit. Aber auch das verliert sich, sobald wir den Vergleich der Individuen nicht mehr unmittelbar nebeneinander haben. Setzen wir zuerst einen Hammel abseits hin und betrachten wir ihn, so werden wir es nicht merken, dass wir ihn durch einen andern vertauschen, wenn der in Farbe und Grösse halbwegs mit dem ersten übereinstimmt. Wir kennen den Typus Hammel wohl so ungefähr, dass wir sagen können, um was für eine Tiergattung es sich handelt, doch wir kennen ihn nicht genug, um die individuellen Abweichungen zu erkennen.

Anders der Schäfer. Er würde lächeln, wenn wir ihn fragen, wie in aller Welt er es doch nur anfinge, die einzelnen Tiere seiner Herde zu unterscheiden und die Frage kommt ihm gerade so komisch vor, als ob unsereiner gefragt würde, wie wir es anfingen, unsere Freunde und Bekannten zu unterscheiden. Sein Auge ist eben auf die Ausdrucksfähigkeit gewisser Formen so geübt, dass er in ihnen liest, wie wir in anderen Formen,

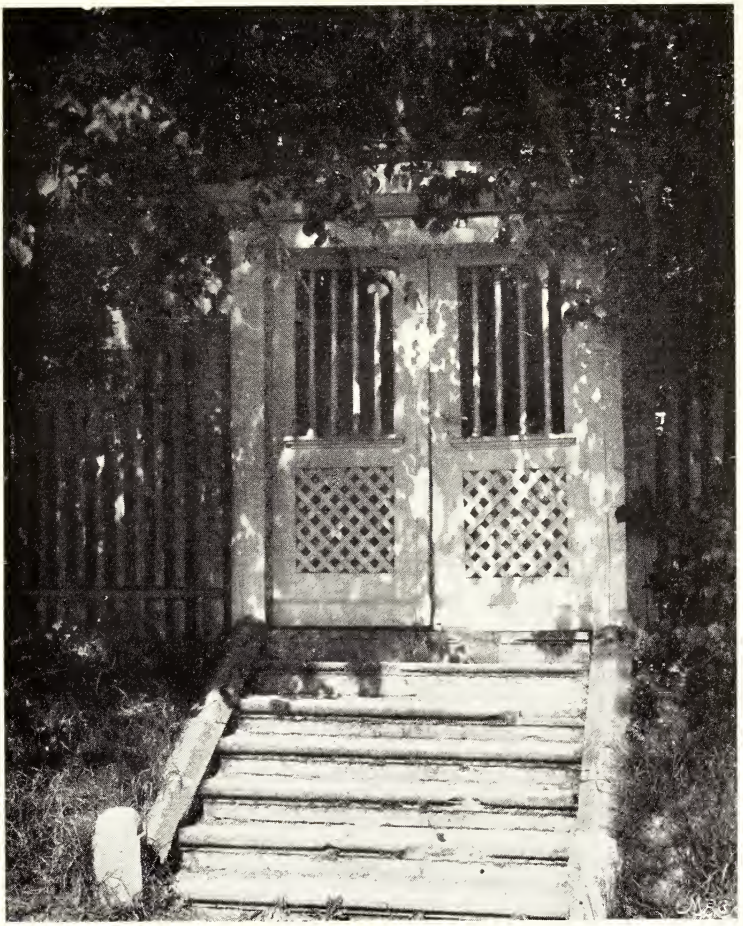

Abbildung 98

also etwa den menschlichen Angesichtern, lesen. Ich setze diese Betrachtung hierhin, um darauf aufmerksam zu machen, wie sehr der Mensch seine Fähigkeit, sein

Unterscheidungsvermögen Formen gegenüber zu gebrauchen und in den Formen zu lesen, entwickeln kann. Man mache sich das klar, wenn man zwei Bilder wie 86 und 87 vergleicht und aneinander abwägt. An sich sind es ganz ähnliche Dinge: Garteneingang aus Holz, in den Formen zwar nicht gleich, aber doch eben auch nicht so verschieden, dass eine Welt die Bestandteile trennte. Und doch: eine Welt trennt den Ausdruck dieser beiden Formen. Die eine ist entzückend traut, anmutig und heiter, die andere entsetzlich trivial, ledern und dumm. Gerade so wie eine Welt der Empfindungen zwei Gesichter trennen kann, und haben doch beide Nasen, Augen und Ohren, die in derselben Weise angeordnet sind.

Ganz gewiss sind unsere Augen, Ohren und Nasen Organe, welche an Feinheit dem Bau einer Thür, und sei es der kompliziertesten, derartig überlegen sind, dass wir die Summe von Ausdruckserkennbarkeit, die wir ihnen beiden gegenüber setzen, nicht direkt vergleichen können. Natürlich, an dem Ausdruck eines menschlichen Auges ist mehr zu erkennen, als an unserer Gartenthür auf Abb. 86. Dort ein ganzes Menschenleben, hier nur gewisse Grundstimmungen der menschlichen Anlage, die zu dem Bewohner und dem Vorübergehenden von dem Sinn des Erbauers sprechen soll. Aber bei aller Gradverschiedenheit handelt es sich doch um dieselbe Sache: die Fähigkeit, durch die Vermittlung des

Abbildung 99

menschlichen Auges gewisse Ausdruckswerte zu erkennen.

Jetzt noch rasch einige erklärende Worte zu dem Rest der Abbildungen der Garteneingänge. Abb. 88 ist

das Steinportal eines Weinbergs, das aus der Barockzeit stammt. Trotz seines ornamentalen Schmuckes wird die Hauptform des Ganzen, die den Begriff Portal zur Anschauung bringen soll, durch die Ornamentik nicht so überwuchert, dass diese Hauptform verschwindet.

Auch Abb. 89 möchte den Begriff des „Portals“ zur Anschauung bringen. Aber es bleibt beim guten Willen; die Anschauung selber tritt nicht ein. Während die steinerne Wölbung auf Abb. 88 die Thüröffnung klar erkennbar macht, trennt das dünne Eisen auf Abb. 89 den Thür-Raum nicht klar erkennbar vom umgebenden Raum und der Eisenstab wird zum unnützen Schnörkel, der nicht einmal irgendwelche ornamental-rhythmischen Lustgefühle auslöst, da seine Formen sinnlos und ohne Ausdruck sind. Selbst der sachliche Zweck, die Laterne zu tragen, ist in keiner Weise glücklich gelöst.

Abb. 90 ist die allerprimitivste Form der Pforte in der Mauer, die überhaupt möglich ist. Sobald eine Mauer da ist, lässt sich auf wohlfeilere Art überhaupt keine Thüre herstellen. Und doch wird man von dieser Thüranlage nur angenehme und sympathische Eindrücke empfangen. Man darf nicht sagen, der Hauptreiz dieses Bildes sei durch das entstanden, was durch Zufall gekommen. Derselbe Zufall müsste dann doch im Laufe der Jahre das Gärtchen auf Abb. 91 verschönern. Darauf wird niemand im Ernst mit Vertrauen warten. Was uns auf 90 anmutet, ist die sympathische Anlage, die sich bis auf die

Abbildung 100

Pflanzen erstreckt, die doch auch in die Hand des pflanzenden und pflegenden Menschen gegeben sind. Abb. 91 ist auch eine ganz bescheidene Anlage, die in den Hof kleiner Leute führt. Aber sympathisch ist sie nicht, alles kopflos zusammengesetzt, das Heterogene eint sich nicht zum Ganzen, die Zieraten erscheinen deplaciert, die Blechthür erscheint auch dem Auge kalt und unfreundlich, man hört sie beständig klatschend zufallen und dröhnen. Wer wäre es, den nicht beim Anblick einer solchen Anlage das trostlose Gefühl überkäme, das uns den meisten modernen Anlagen gegenüber beherrscht: dass das Leben nicht lebenswert sei? Während uns bei den guten alten Anlagen von selbst eine derartige

Heiterkeit des Gemütes überkommt, dass uns der Himmel lachend, die Erde licht erscheint.

Dieselbe Wahrnehmung wird uns gegenüber von Abb. 92 und 93 beherrschen. Dieses kleine Häuschen, das so lieblich in Grün eingesponnen ist, wird uns ohne weiteres der Wohnsitz von Glück und Zufriedenheit, während sich gegenüber dem rechten Bilde sofort das Gefühl von der dumpfen Schwere und dem Unmut des modernen Lebens einstellt.

94 und 95. Dasselbe Bild. Man wird vielleicht sagen: Das erste Bild ist eben besonders „malerisch“ aufgenommen. Ich kann nur konstatieren, dass sich bei solchen guten Anlagen das „Malerische“ ganz von selbst als eine Begleiterscheinung einstellt. Ich bin an diesem Garten zu irgend einer nicht vorher festgestellten Stunde mit meinem Kodak vorbeigekommen und sofort ordnete sich das Treppenmotiv zum angenehmen Bilde. Aus der Anlage auf 95 könnte auch der geschickteste Künstler kein erträgliches Bild gewinnen. Alles ist hier kopflos angeordnet und erzeugt die ungemütliche Stimmung, die nur das versöhnend verdeckende Dickicht des wilden Weines im Hintergrund etwas mildert. Die beiden Pfosten der Thüre sind steingrau angestrichene korinthische Säulen, die nichts tragen, aus denen aber seitlich zwei unendlich lange Thürflügel herauswachsen. Um das dem Auge erklärlich zu machen, sind die Pfosten viel zu dünn. Vor der Treppe ist ein Löwe aufgestellt,

Abbildung 101

der weder an sich besonders schön ist, noch die Treppenanlage bessert. Man halte sich nur das Tier einmal zu, um sofort zu erkennen, dass die Treppe ohne ihn ge-

winnt. Aber man macht überall dieselbe Erfahrung: alle Welt ist der Meinung, dass das Hinzufügen von Ornament oder sonstiger Kunst „verschönert“, während diese Verschönerung nicht allein davon abhängt, dass die Zuthat selbst etwas taugt, sondern auch, dass der Ort, wo sie Platz findet, richtig gewählt ist.

Abb. 96 und 97 decken sich genau in ihren Bestimmungen. Beides sind schmale Gartenthüren, die nur dem Fussgängerverkehr dienen, da die Einfahrten gesondert davon angebracht sind. Abb. 96 ist ziemlich späten Datums; es mag wohl aus den 30er Jahren stammen. Für mein Gefühl ist es eine der heitersten und freundlichsten Gartenthüren, die ich kenne. Abb. 97 mit seinen mit Goldbronze bemalten Spitzchen ist mir eine der unangenehmsten Thüren, die ich vorführe.

Abb. 98 ist für mich das schönste Bild, das ich in dieser Sammlung habe. Es ist auch ein ganz besonderes Thor: es ist die Thür, die zu Goethes Gartenhaus im Park zu Weimar führt. Ich mag ihm kein Gegenbeispiel gegenüberstellen — seine Schönheit mag für sich sprechen. — Wenn man doch nur wieder allgemein begreifen wollte, dass es durchaus nicht nur Associationswerte sind, die für uns hier mitsprechen, sondern dass so eine Thür eine kritische Zergliederung vertragen kann. Man zeige mir in der ganzen Welt eine zweite Thür, die mehr dem Sinne entspricht, als freundlicher Zugang zu einem heiteren Garten zu dienen, und die dabei mehr dem

Abbildung 102

Material — dem durch Farbe geschützten Holze — entspricht.

Abb. 99 führe ich noch an als einen Treppenaufgang von einer Einfachheit und Schmucklosigkeit, die kaum

Abbildung 103

zu überbieten ist, solange es sich um in Stein gebaute Anlagen handelt. Auch hier wird man das freundliche Gesicht der ganzen Erscheinung sofort erkennen. Aber wo findet man in allen unseren modernen Garten- und Villenkolonien einen Eingang, der sich auch nur mit diesem messen könnte?

Abb. 100 ist eine gute alte Anlage, die in trauriger Weise entstellt ist. An den beiden Seitenteilen bemerkt man noch die alten Holzgitter und kann den Bogen des oberen Querholzes verfolgen. Dieses Querholz setzte sich natürlich in geschwungenem Bogen durch die Thür

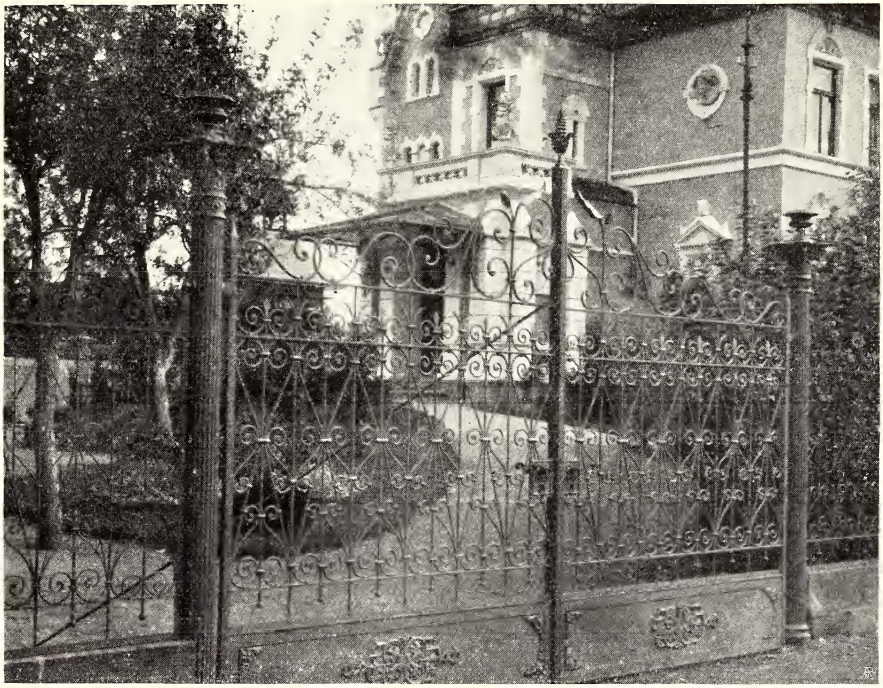

Abbildung 104

der Mittelöffnung fort, so dass diese Querhölzer in der Erscheinung ein Ganzes bildeten. Als die Mittelthür schadhaft wurde, vermeinte der Besitzer, dem Märchen von der Superiorität der eisernen Thür Glauben schenken zu müssen und er bestellte beim Schlosser eine neue Thür, welcher nun irgend eine hineinsetzte, die zu der Erscheinung des Eingangs gar keine Beziehung hat. Dass man eine zwar kleine, aber vollendete Harmonie zerstört, davon ahnt der Besitzer gewiss nichts.

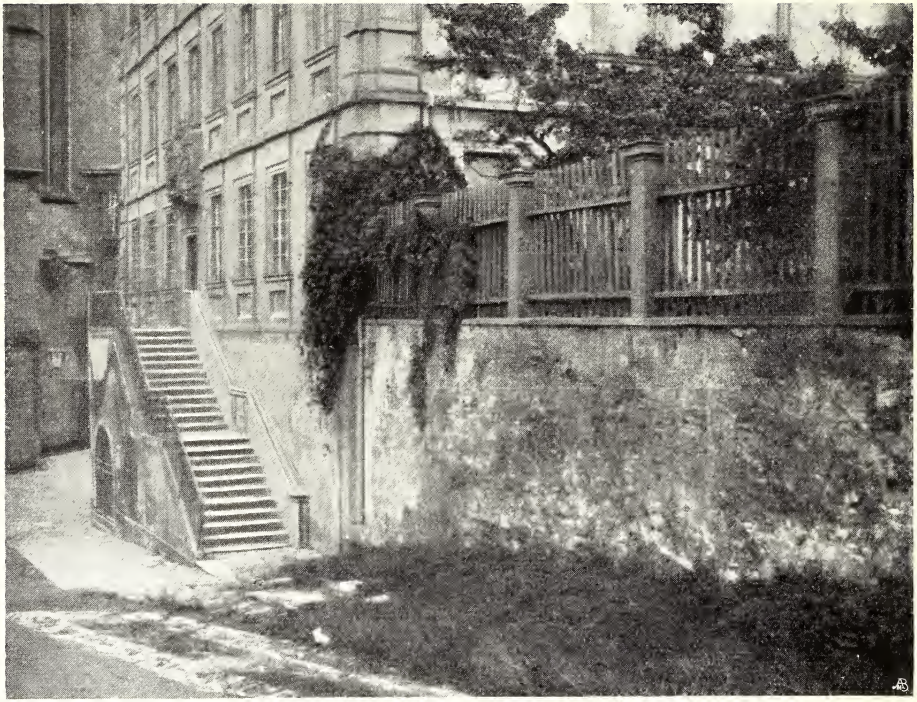

Abbildung 105

Aehnlich auf Abb. 101. Die Pfosten mit den Kugeln verraten noch, dass es sich um eine einst gewiss sehr schöne Thür handelt. Die alten Thürangeln sitzen noch im Stein, man kann sie auch im Bilde deutlich sehen. Sicherlich sass da eine hohe Holzthür, die die Pforte bis zu derselben Höhe schloss, wie der Holzzaun rechts und links von der Thüre reicht, wodurch die Höhe der Pfosten gerechtfertigt wird. Neue Zeit hat auch hier ein eisernes Thor eingeflickt, das an sich nur knapp

erträglich wäre, zu der ganzen Anlage aber ohne den geringsten Zusammenhang ist.

Es ist traurig zu sehen, wie Jahr für Jahr Hekatomben guter Vorbilder fallen und durch solche und ähnliche Anlagen ersetzt werden, die dann natürlich, leider, wieder als Vorbilder dienen.

In Abb. 102 zeige ich noch einen schönen alten Weinbergseingang mit grossen alten Barockvasen.

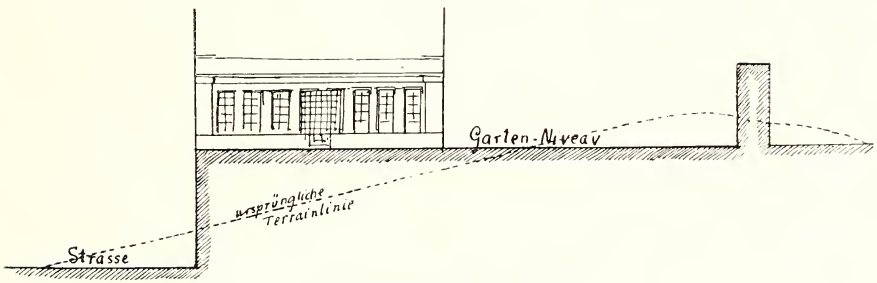

Abbildung 106

Abb. 103 ist ein moderner Eingang, an dem wir erkennen können, dass gewiss nicht die Jahreszahl der Entstehung, sondern lediglich der Sinn des Erbauers massgebend ist. Allerdings lehnt sich dieser Garteneingang an die Formen alter Zeit an, aber was hat sich denn auch am Wesen des Garteneingangs so geändert, dass wir das nicht mehr dürften? Auch das grösste Genie vermöchte nicht etwas Gutes hervorzubringen, ohne sich auf die Schultern seiner Vorgänger zu stellen.

Leider ist sonst nicht viel Gutes aus modernen Gärten zu zeigen. Vereinzelte Beispiele sind moderner Herkunft und ich sage das immer im Text. Ein ganzes Buch über den Garten der Modernen zu schreiben, wie ich eines über nur moderne Architektur vorbereitet habe, ist unmöglich, denn der moderne Gartenbau hat nichts hervorgebracht, was vorbildlich sein könnte. Das wenige Gute ist alten Formen nachgebildet. Der Garten steht dadurch im Gegensatz zu allen andern Kulturanlagen, in denen doch überall zum mindesten neue Gesichtspunkte, wenn nicht neue Formen entstanden sind.

Soweit in dem Vorhergehenden die Rede von der Gestaltung des Gartenterrains war, geschah es immer in seiner Beziehung zum Garteneingang, d. h. in seiner Lagerung zum Zugang oder zur Strasse.

Die Betrachtung der Terraingestaltung selbst muss hier folgen. Es wäre eine fast unmögliche Aufgabe, alle Terraingestaltungen, die bei Gärten vorkommen können, zu registrieren. Jedenfalls fällt es nicht in die Aufgabe dieses Buches, das zum Nachdenken anregen will. Es wird deshalb genügen, wenn ich zu den übrigen Beispielen, die als Folgeerscheinungen anderer Betrachtungen sich von selbst ergaben, noch einige verschiedener Art hinzufüge. Wenn man die prinzipiellen Ergebnisse aus den wenigen Beispielen in seine Erkenntnis eingereiht hat, so werden sich diese Ergebnisse bei anders gearteten Anlagen von selbst herausstellen.

Abbildung 107

Ich nehme Beispiele, wie ich sie grad zur Hand habe: ein Garten in der Stadt, einer in der Vorstadt, einer am Flusse, einer auf dem Berge u. s. w.

Abb. 105 ist der Garten in einer Stadt, die auf welligem Terrain angelegt ist. Der Teil, auf dem das alte Patrizierhaus unseres Bildes steht, bildete eine schiefe Ebene, deren tiefste Stelle im Hintergrund links lag und deren Höhepunkt sich nach rechts oben hinzog, wie

sich aus der Abbildung noch erkennen lässt. Die Haus- und Gartenanlage schuf dieses Naturgebilde in ein Gebilde aus Menschenhand um, indem es die gegebenen Bedingungen geschickt benutzte. Der Baumeister sagte sich: der Teil des Anwesens rechts (vom Standpunkt des Beschauens aus gesehen) liegt hoch, die Strasse liegt tief. Wenn wir aus dem allmählichen Uebergang von tief zu hoch einen schroffen Uebergang machen, d. h. eine Terrasse vorschieben, die die schiefe Linie in zwei horizontale und eine vertikale zerlegt, so gewinnen wir sehr viel und verlieren nichts.

Dadurch, dass das Haus auf den Rand der Terrasse zu liegen kommt, erhebt es sich hoch über die Strasse, liegt aber mit seinem Garten auf einer Ebene.

Das hat den Vorteil, dass man sehr bequem auf und in die Strasse blicken kann, die Leute draussen uns aber nicht in die Parterrefenster gucken können, das Haus dadurch auch einbruchsicherer wird. Nebenbei fügt sich von selbst hierzu das schöne Motiv der hohen Freitreppe.

Trotz der Höhe sind wir aber von unserm Garten nicht getrennt, sondern wir brauchen nur über einige Stufen aus dem Gartensalon in das Gartenparterre hinabzuschreiten. Abb. 107 und 108 zeigen vorzügliche Lösungen solcher Ausgänge.

Der Garten liegt nun auch so hoch über der Strasse, dass uns das Strassenleben nicht mehr stören kann.

Abbildung 108

Wir können zwar jederzeit bequem hineinblicken, wenn wir an den Rand des Gitters treten; wir können uns auch eine versteckte grüne Laube auf dem hohen Rande anlegen, aber uns kann man nicht sehen, wenn wir im

Mittelgrunde oder im Hintergrunde des Gartens wandeln. Wir können uns, wenn wir Lust dazu haben, im Morgengewand im Garten ergehen, denn nicht einmal von den Nachbarhäusern kann man uns sehen. Auf der einen Seite schützt uns das eigene Haus, rechts ist das Terrain ohnehin frei, gegenüber liegt eine Kirche, an der vierten Seite stösst ein Nachbargarten an, dessen Haus, hinter Bäumen versteckt, ziemlich weit entfernt liegt. Im Hintergrund des Gartens ergiebt sich wieder eine Mauer, die als schützenden Abschluss ein reizendes Motiv bildet, in der sich Grotten anlegen lassen, die man mit Epheu umspinnen und in deren Schatten man Bänke setzen kann.

Es ist ein kleines Paradies, was auf diese Weise entstanden ist und die Leute, die es bewohnt haben, haben sich's wohlergehen lassen darin, das braucht man nicht zu errechnen, das sieht man.

Natürlich stellt sich für den Menschen des Widerspruchs automatisch sofort der Einwand ein, auf den ich schon mehrfach zurückkommen musste: „ja, das ist ja ganz schön, aber so eine Anlage ist ja viel zu teuer.“ Amen.

Wer Lust hat, der folge nachstehender Rechnung. Eine Anlage wie die auf Abb. 105 würde nach heutigen mittleren Baupreisen, Haus und Garten, etwa 200 000 Mk. kosten.

Moderne Villen- und Gartenanlagen, die 200 000 Mk. kosten, sind in den letzten Jahrzehnten in Deutschland

Abbildung 109

durchaus keine Seltenheit mehr. Die Villenanlagen, die begüterte Männer sich jetzt in grossen und kleinen Städten erbauen, mögen zumeist diese Summe erreichen, oft auch überschreiten. Eine Futtermauer von der Länge wie auf Abb. 105 lässt sich in Bruchstein für 3—4000 Mk. herstellen. Dazu kommt noch einmal die gleiche Summe für Erdarbeit. Macht 6—8000 Mk. Diese Summe, die recht klein ist im Verhältnis zu den Gesamtbaukosten, wäre also notwendig, um das Fundamentale zu

schaffen, die Hauptsache der ganzen Anlage, von deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein die Schönheit der ganzen Anlage abhängt.

Sehe ich daraufhin unsere hier in Frage kommenden modernen Anlagen an, so mache ich immer wieder die Beobachtung, dass an ihnen oder zu ihrem „Schmuck“ Summen verausgabt werden, die doppelt und dreifach so gross, wie die oben genannte sind. Sehe ich dann das für die Summen Geleistete an, so komme ich zu dem Schluss, dass die ganze Anlage nur gewinnen könnte, wenn man diese Zuthaten, die schmücken sollen, einfach entfernen könnte. Ich brauche nicht weiter darauf einzugehen, mein ganzes Buch handelt ja davon, und wer will, der weiss auch, was ich meine. Würde man die zur Verfügung stehenden Gelder am richtigen Orte verwenden, so würde es auch heute noch überall zu praktischen, sinnvollen und angenehm zu benutzenden Anlagen reichen.

Abb. 109 zeigt den einfachen Garten an einer Strasse, die durch die Vorstadt ins Freie führt. Vernünftigerweise ist auch hier die Hauswand in die Strassenfront gesetzt, so dass das Haus Strasse und Garten gleicherweise beherrscht. Das schlichte Haus, das einfach als Würfel, und das Dach, das ebenso einfach als Pyramide gestaltet ist, wirkt, wie immer, trotz des Fehlens jeglichen Schmuckes, sehr freundlich und heiter. Was kann man von so einem einfachen Häuschen noch mehr verlangen?

Abbildung 110

Wie viel das schon bedeutet, wird man einsehen, wenn man sich darüber klar geworden ist, dass die meisten Vorstadthäuser aus der modernen Zeit die Gegend veröden.

Der Garten ist hier ebenfalls durch eine kleine Futtermauer über das Strassenniveau erhoben und zur Ebene gemacht. Wie heiter sind diese alten Gartenvorstädte, in denen man zwischen Mauern und Grün und freundlichen weissen Häuschen umherwandeln konnte und überall immer nur das eine sah, dass die Menschen sich Häuser bauten, um freundlich drinnen zu wohnen, und Gärten anlegten, um sich heiter darin zu bewegen.

Abb. 110 zeigt die Anlage am Flusse. Auch die Flussufer bildeten ursprünglich eine schiefe Ebene mit wechselndem Gefäll der Böschung. Um dem Flusse ein Stück seines Hochwasserterrains abzugewinnen, schob man die hohe Mauer nach Art unserer öfter besprochenen Terrassenbildung ziemlich weit vor und schuf so ein ebenes Terrain, das man zum Garten umwandelte. Unter sich hatte man nun das Hochwasserbett des Flusses, das sich im Sommer in einen üppigen Rasenteppich verwandelte. Das Gartenhaus lag weit vorgeschoben auf dem Rande der Mauer, von vorn geschützt durch die Höhe der Mauer, von hinten durch die Bäume des Gartens.

Abb. 111 und 112 zeigen die Anlage auf dem Berge. Auf dem Plateau dicht am Rande des steilen Abhangs zieht sich der Garten hin. Hier ist die Terrassenbildung derartig durch das Terrain gefordert, dass man ihr kaum entgehen konnte. Frühere Zeiten sind dieser natürlichen Forderung stets nachgekommen und die Gebilde, die dann entstanden, gehörten zu den schönsten Blättern in der Geschichte des Gartenbaues. Unser erstes Bild zeigt die obere Terrasse, auf der höchsten Kante des Terrains. Das niedere breite Mäuerchen rechts, an dem die Allee von Rosenstämmchen sich hinzieht, ist natürlich nur der oberste Teil der hohen Futtermauer, die steil zur zweiten Terrasse abfällt, zu der Steintreppen niederführen. Abb. 112 ist die zweite Terrasse. Links erscheint die mit

Abbildung 111

Weinlaub dicht umkleidete Wand der oberen Terrasse, der ein Streifen mit blühenden Pflanzen vorgelagert ist. Rechts auf der Mauerkante zieht sich der Weg hin. Die Mauer springt hie und da bastionsartig vor, so dass

der Blick von diesen Plätzen aus meilenweit thalauf und thalab schweifen kann.

Selbstverständlich ist das eine ausserordentlich grosse und reiche Anlage. Aber ich kenne doch ganz neue Villen- oder Schlossanlagen, wo nur die Einsicht, nicht die Mittel dem Erbauer fehlten, um etwas ähnlich Schönes zu schaffen. Wie oft ist ähnlicher Aufwand gemacht worden! Und doch, wo es geschehen ist, hat man sich durch missverstandene Stilfexerei und Ornamentprotzerei doch wieder den Eindruck des Ganzen verdorben.

Noch einige Beispiele für Terrassenanlagen. Abb. 113 ist der zurückliegende Teil des Gartens, dessen vordere Terrassen Abb. 111 und 112 zeigen. Das Terrain ist hier flacher; trotzdem hat man mit Wohlbedacht die schrägen Neigungen in ebene und senkrechte Flächen aufgelöst und dadurch den Garten zu Räumen gegliedert, die sich dem Auge stufenweise im angenehmsten Wechsel darbieten. Dass malerische Bilder wie Abb. 113 durch die gute Anlage und nicht durch „Zufall“ entstehen, mache man sich durch den Vergleich mit Abb. 114 klar. Bei ersterer überschneiden sich Terrasse und Gebäude in reizvollem Wechselspiel der Linien, das letztere ungegliederte Bild ist überhaupt nicht zu beschreiben. Ueber das missverstandene Teppichbeet auf der unglücklichen schiefen Ebene später.

Von Abb. 115 (Abb. 65 wiederholt) sprach ich schon auf S. 78—80. Man versteht sofort auch hier, dass der

Abbildung 112

untere, vorn liegende Teil des Gartens einen ganz anderen Charakter haben muss als der obere. Auf dem Gegenbeispiel dazu sind lauter spitze Steine aufrecht in die Erde gesteckt; warum, weiss ich nicht.

Abb. 117 muss einem jeden ein vertrauter Anblick

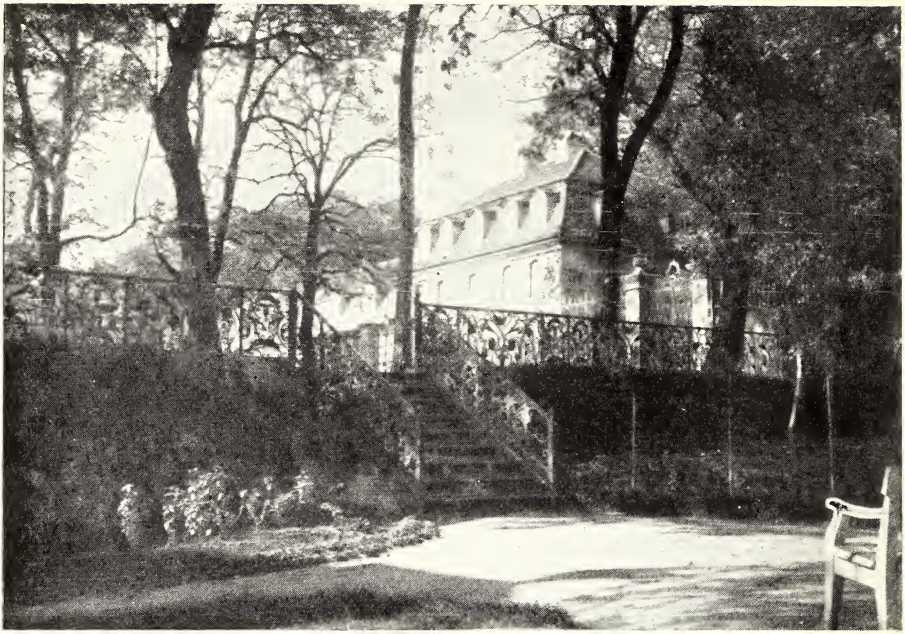

Abbildung 113

sein. Diesen einfachen Garten mit einer niedrigen Terrassenbildung giebt es in jeder alten Stadt. Das Bild mag für sich selbst sprechen.

Bei Abb. 118 lehnt sich eine Laube auf die natürlichste, netteste Weise in einer Ecke an Futtermauer und Aussenmauer an. Abb. 119 eine Terrasse mit Treppchen weiter oben im selben Garten.

Die Mittel, die wir ausser der eigentlichsten schon besprochenen Architektur zur Gestaltung des Gartenterrains zur Verfügung haben, sind im wesentlichen:

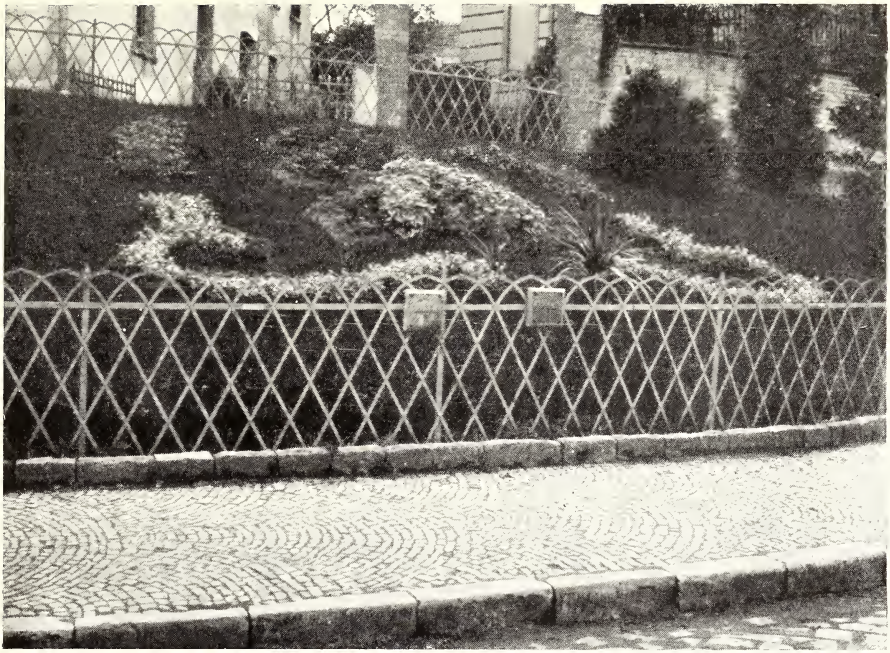

Abbildung 114

Wege, Rasenflächen, Pflanzen, Sträucher, Bäume, Wasserbecken und die kleinen architektonischen Zuthaten wie Treppen, Brücken, Bänke etc.

Die fundamentalste Arbeit nächst der Schaffung der Terrainfläche selbst ist beim Garten das Ziehen der Wege. Sie entspricht, wenn man es mit dem Bilde nicht zu streng nehmen will, ungefähr dem Einteilen des Hauses in Zimmer. Auch hier wieder wollen wir uns über die Art und Weise, wie sich alte und neue Zeit dieser Arbeit entledigten, an Bildern unterrichten.

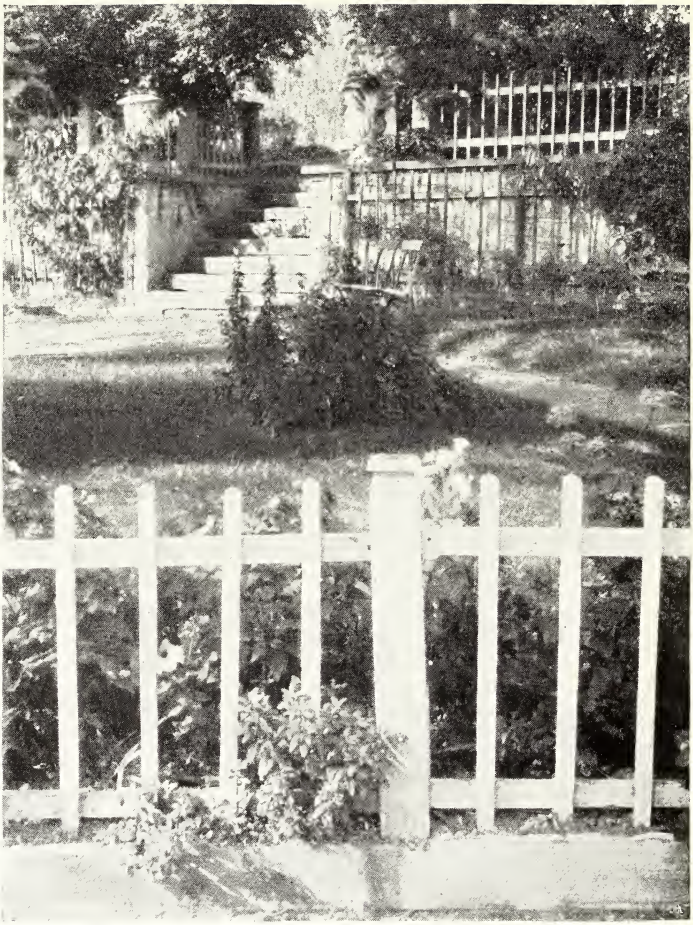

Abbildung 115

Wenn man den grossen Gegensatz der alten zu den neuen Gärten in eine kurze Formel fassen wollte, die den Gegenstand zwar nicht erschöpft, aber doch

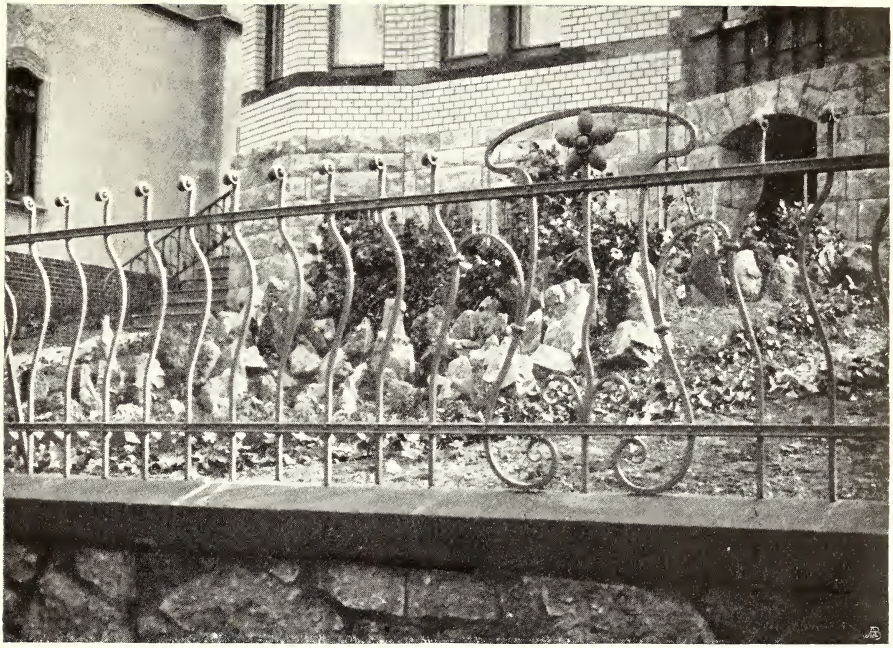

Abbildung 116

mit einem Schlagwort ziemlich deutlich kennzeichnet, so würde das heissen: „Hie gerade — dort krumme Wege.“ Wer hat da nun recht, fragt der Unbefangene. Ich möchte meine Meinung nicht als diktatorisches Urteil vorausschicken, sondern möchte den Gedankengang niederschreiben, den der Leser notwendig durchlaufen muss, um selbst zu der Lösung zu kommen. Auch wenn dieser Gedankengang etwas weitschweifig erscheinen wird, sollte man ihn doch mitmachen, da er absolut notwendig zur Klärung der Begriffe ist.

Zunächst wird man sich gestehen müssen, dass Wege Menschenwerk, kein Naturprodukt sind. Wege sind die von Menschen zunächst für den Menschenfuss gebahnten Verbindungen zweier Punkte. Für den Menschenfuss gebahnt, darauf liegt der Schwerpunkt. Denn gebahnte Verbindungen zweier Punkte für andere sich bewegende Objekte kennt die ausser-menschliche Natur sehr wohl. Der Fluss ist eine solche, der die beiden Punkte: den höchsten, die Quelle, mit dem tiefsten, dem Ausfluss, verbindet und eine geschaffene Bahn darstellt. Allerdings eine für die Laufart des Wassers geschaffene. Ein Giessbachbett, ein Flussbett hat seine daraus resultierenden Formen. Die Formen unserer Wege resultieren aus den Bedingungen, die aus dem Wesen unserer Gehwerkzeuge und unserer Fortbewegungsmaschinen hervorgehen. Sie stellen entweder horizontale oder schiefe Ebenen dar; eine Nebenform ist die ausschliesslich für den menschlichen Fuss berechnete Form der Treppe: die Aneinanderreihung horizontaler Ebenen mit ansteigender Niveauhöhe.

Wenn der Mensch von einem Punkt zum andern gelangen will, die beide auf einer Fläche liegen und es trennt die beiden Punkte kein Hindernis, so wird er direkt von dem einen auf den andern zugehen. Sein Weg wird dann eine gerade Linie beschreiben. Der im Winkel gezogene Weg entsteht, wenn ein Hindernis im Wege liegt, das umgangen werden muss. Man denke

Abbildung 117

ein Haus. Ist es ein umfangreiches Objekt, etwa ein Berg, so entsteht anstatt des Winkels die Kurve. Ebenso entsteht die Kurve dort, wo starke Anhöhen überwunden werden müssen. Wollte man die beiden zu verbindenden Punkte, Höhe und Tiefe, geradlinig verbinden, d. h. den Weg direkt den Berg hinauflaufen lassen, so würde, sobald ein gewisser Neigungswinkel überschritten ist, eine Steigung entstehen, die für rollend

sich fortbewegende Fahrzeuge nicht mehr benutzbar ist, bei etwas stärkerer Steigung aber auch für den Fuss nicht mehr bequem wäre. Bei Steigungen über 30° würde das Gehen sich schon dem Klettern nähern, das dann das Terrain mehr treppenartig benutzt. Will man in solchen Fällen allgemein benutzbare Wege schaffen, so wird man auf Kosten der Kürze der Verbindung die Wegfläche weniger steil machen, d. h. man zieht den Weg in langen Kurven den Berg hinan. Man kommt dabei auf eines der fundamentalen mechanischen Gesetze, das Gesetz von Kraft und Zeit, die im umgekehrten Verhältnis stehen. Um in den langen flachen Kurven den Berg hinaufzufahren, braucht man allerdings ein viel geringeres Kraftaufgebot, als zum steilen in die Höhe Klimmen, dafür muss aber ein entsprechend grösserer Raum durchmessen und bei gleicher Geschwindigkeit entsprechend mehr Zeit verwendet werden.

Das sind die gesamten Grundbedingungen, nach denen unsere Wege angelegt werden. Ihre übrigen Formen entstehen nach Massgabe der auf der Bahn zu bewegenden Objekte. Ein Fusssteig kann im Winkel von 90° umbiegen, ohne dem sich verhältnismässig langsam zu Fuss fortbewegenden Menschen Schwierigkeiten in der Benutzung zu machen. Die Rollbahn der Eisenbahnschienen braucht bei unseren heutigen Geschwindigkeitsverhältnissen Kurven von nicht unter 180 m Radius — bei den zukünftigen Schnellbahnen wird indessen der

Abbildung 118

Radius ganz bedeutend grösser sein müssen. — Die von Wagen befahrenen Landstrassen werden die Mitte zwischen diesen beiden Extremen halten, immerhin auch überall scharfe Knicke vermeiden und sich geschwungener Kurven bedienen müssen.

Dass ein Blick auf unsere Landkarten selten gerade Linien der Strasse aufweist, liegt daran, dass diese Kartenlinien erstens bedeutende Verkleinerungen, ferner

überall die Summe vieler Wegverbindungen darstellen. Sobald Punkt A und B verbunden sind, läuft die Fortsetzung des Weges auf den dritten zu verbindenden Punkt C los und nur ein Zufall könnte es wollen, dass so und so viel zu verbindende Punkte alle auf einer Geraden liegen.

Das Resultat unserer Beobachtung ist: der Mensch schafft die Verbindung zweier Punkte, soweit es ihm möglich, immer geradlinig, da er als vernunftbegabtes Wesen sein Ziel zuvor ins Auge fasst und grad darauf losschreitet. Er weicht nur dann von dieser Regel ab, wenn die Bedingungen Ursache dazu geben. Man könnte nun wohl einwerfen: das wäre aber doch recht langweilig, wenn das wirklich der Fall wäre. Das bliebe erst zu erweisen übrig. Ich wüsste aber nicht, wie dieser Beweis zu erbringen wäre. Die geradlinige Allee schafft die unendliche Perspektive, die nichts weniger als langweilig ist. Wenn es langweilige geradlinige Wege gibt, so liegt die Ursache an ihrer trostlosen Umgebung, nicht an der Geradlinigkeit der Wege. Sind Abb. 120, 123, 124, 125, 126, 130, 136, 137, 139, 140, 141, 142 etc. langweilig? Wenn aber die gewundenen Strassen und Wege *auch* schön sind, so sind sie es, weil aus den in dem besonderen Fall gegebenen Verhältnissen heraus die Kurve ihrer Richtung *bedingt* ist, nicht weil die Kurve a priori ornamentaler wäre, als die gerade Linie.

Abbildung 119

Sehen wir uns nun danach in der Wirklichkeit um. Abb. 120 ist aus einem alten Garten genommen, der als Muster einer guten Anlage dienen kann. Die

BEISPIEL

Abbildung 120

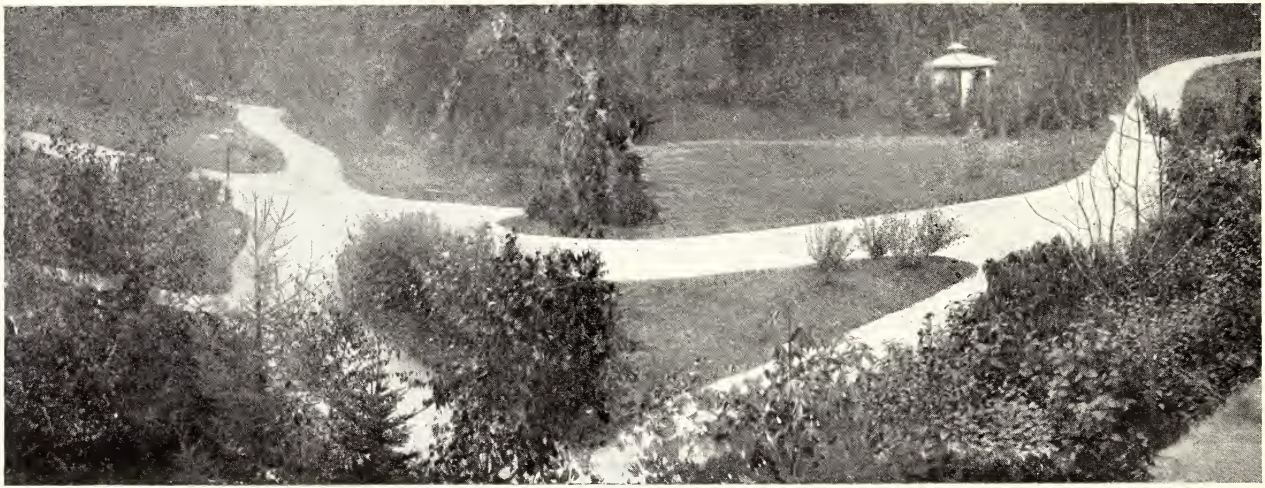

Abbildung 121

hier gezeigte breite Allee durchschneidet ihn in der Mitte in seinem Längsdurchmesser und bildet die Verbindung des Schlösschens, das an einem Ende des Gartens liegt, mit der erhöhten Terrasse, die durch die Bresche der Mauer hindurch den Blick ins Thal zulässt. Diese geradlinige Verbindung ist nun einmal thatsächlich die einfachste Verbindung vom Ostende zum Westende des Gartens, die beim Begehen die entzückendste Perspektive der jungen Bäume zeigt; zum andern aber gliedert sie den Garten, der durch sie in zwei Hälften, die nördliche und die südliche zerfällt. Auch diese werden wieder von einigen geradlinigen Wegen rechtwinklig durchschnitten, die natürlich bei der geringeren Querdimension des Gartens weniger lang sind (Abb. 130 und 137) und die ihrerseits den Garten weiter gliedern. Die alten Gartenkünstler wussten aber sehr wohl, dass uns Menschen mit breiten behaglichen Wegen zum Lustwandeln allein nicht gedient ist, wenn wir den Garten geniessen wollen, sondern dass wir auch nach schattigen, versteckten, lauschigen Plätzchen, Laubgängen, Lauben und kühlen, epheuumsponnenen Mauern verlangen. All das ist in unserm Garten wunderschön vorgesehen. Die an sich rechteckige Grundform des Gartens wird durch die rechtwinkligen Wege in eine Anzahl weiterer Rechtecke und Quadrate zerlegt. Das ist allerdings eine an sich ganz geometrisch-architektonische Gestaltung. Aber diese Rechtecke selbst bergen nun ein entzückendes

Abbildung 122

Dickicht, das wie geschaffen ist zum sich Verstecken. Man betrachte Abb. 130. Hier durchziehen lauschige Wege die stockwerkhohen Laubwände, deren Kronen sich über den Wandelnden wölben. In der Mitte des Weges liegt eine bedachte Laube, deren Formen auf Abb. 53 grösser dargestellt sind. Die hohen Laubwände schliessen manchmal kleine Höfe ein, zu denen nur irgend ein schmaler Schlupf führt.

Nicht alle Felder des Gartens müssen so mit Buschwerk gefüllt sein. Innerhalb des einen breitet sich ein geräumiges Wasserbecken aus, über das noch zu reden sein wird. Ein freier Raum dient zum Spielen, eine kreisförmige Hecke bezeichnet den grossen runden Platz. Abb. 127. Ein anderer Plan ist mit Bäumen bepflanzt, in deren Mitte ein Pavillon steht (Abb. 55). An der nach Süden gerichteten Seite der Aussen-Mauer zieht sich ein schattiger Weg hin, dessen Grotten und Lauben kühlen Aufenthalt gewähren. Bei all dieser Abwechslung, die überall die malerischste Erscheinung bietet, sind die Wege in dem ebenen Gartengelände doch überall gerade geblieben. Nur da, wo ein erkennbarer Zweck und ein besonderer Grund vorliegt, weichen die Wege von der geraden Linie ab. Um einen kreisrunden Platz, dessen Mitte ein plätschernder Brunnen ziert, läuft ein Weg im Laubgang, der genau der Kreisform folgt. Hier erkennt man sofort beim Betreten die Notwendigkeit der Rundung der Wegrichtung. Ebenso

Abbildung 123

biegt ein Weg, der in ein Versteck führen soll, im Dickicht um.

Betrachte man nun die Wegeanlagen unserer Gärten von heute. Die geraden Wege hat man längst aufgegeben, unter der Begründung, sie seien steif und unnatürlich. Die Wege, die man jetzt zieht, folgen bis auf den heutigen Tag immer noch im Grundriss einer Brezel oder Herz- und Nierenformen. Auf Abb. 121, 122, 129, 131, 135, 138 sieht man sie angedeutet.

Suchen wir uns der Reihe nach die Beweggründe für diese Formen auf und klären wir uns über die Begriffe. Man behaupte also, die geraden Wege seien unnatürlich und mit den geschlängelten Wegen folge man der Natur. Dass das hier eine inhaltslose Redensart ist, wird man erkennen, wenn man sich des Eingangs vom Wesen des Weges (Seite 168 u. f.) Gesagten erinnert. Die „Natur“ kennt keine Wege, die für den Menschenfuss gemacht sind — die muss immer erst der Mensch machen. Der Fluss, der Giessbach bahnt sich auch seinen Weg, verleugnet dabei aber nicht seine nur ihm eigentümlichen Formen. Ebenso wird der Menschenweg nicht seinen Stil verleugnen dürfen, der sich als Menschenwerk in einen gewissen Gegensatz zu der aussermenschlichen Natur setzt, indem es diese meistert und sie seinen Zwecken unterwirft. Also könnte man mit dem Hinweis auf die „Natur“ höchstens meinen: die Menschenwerke draussen in der Wiese, im Felde, im Walde.

Abbildung 124

Was nun zunächst die Wege in den Wiesen und im Felde angeht, so muss eine recht oberflächliche Beobachtung zu Grunde liegen, wenn man zu der Meinung

gelangt ist, sie schlängelten sich im Stile der Gartenwege. Wege auf Feld und Wiese sind zunächst reine Nutzwege, die der Landwirt für seine Leute und Wagen anlegt. Er denkt gar nicht daran, diese ohne Grund von ihrer Zielrichtung abweichen zu lassen. Diese Wege führen auf ebenem Gelände fast immer gerade von Ziel zu Ziel. Da ein Weg nun meist mehrere Ziele berührt, so entsteht nur dadurch ein Abweichen von einer einzigen Geraden. Sobald natürlich Terrainsteigungen zu überwinden sind, tritt das andere Prinzip ein, das wir ja schon besprachen. Auch von den anderen Ursachen zur Abbiegung der Wege war schon die Rede: das Hindernis im Wege. Das kann natürlich von mannigfachster Art sein, in dem Hang eines Bergzuges oder dem Lauf eines Baches bestehen, dem man folgen muss. Fluss- und Bachläufe machen oft die anmutigsten Schwingungen und auch der Weg, der sie begleitet, paraphrasiert diese Anmut.

Folglich müssen doch also auch Gartenwege, wenn sie solche Windungen zeigen, anmutig sein, nicht wahr?

Hier setzt das Missverständnis ein. Zunächst das eine, grosse, auf das immer wieder gedeutet werden muss bei unsern Betrachtungen, weil es im Grunde auf etwas Unethischem, dem Mangel an Ehrlichkeit beruht. Wenn man nämlich Gärten anlegt, so muss man dabei bekennen: ich mache jetzt einen Garten d. h. ein Menschenwerk, und dabei nicht so thun, als ob man ein Flussgott wäre, der sich

Abbildung 125

durch die Wiesen schlängelte. Lässt man dann aber gar die Ursachen, die die gewundenen Linien draussen in der Wiese erst hervorriefen (also etwa den Fluss, den Berg etc.) w e g und behält bloss noch die nun leere, sinnlos gewundene Linie übrig, die rein gar nichts mehr ausdrückt, so gelangt man zum Stadium des Lächerlichen. Aber auch von dieser inhaltslosen Linie wird vor dem Gebrauch erst noch ein verdünnter Aufguss gemacht.

Die durch bestimmte Verhältnisse in Feld und Wiese verursachten Windungen der Linien sind von sehr grossen Dimensionen.

Unsere Gärten sind, dagegen gehalten, sehr klein. Man verkleinert also dementsprechend einfach die Windungen, bis schliesslich Wege herauskommen, auf denen man sich keinen Schritt mehr vorwärts bewegen kann, sondern beständig bald rechts, bald links taumelnd durch den Garten tänzeln muss.

Aber immer noch mehr. Die ersten Versuche, Wegwindungen zum Handgebrauch im Garten gleichsam auf Flaschen zu ziehen, liegen weit zurück. Tempi passati. Seit jenen ersten Versuchen hat offenbar kein Gartenkünstler der Brezelwege die Vorlagen in Feld und Wiese mehr recht angesehen. Denn die Windungen sind in einer Weise vernudelt und in dieser Form eingetrocknet, dass sie nun auch jede letzte Aehnlichkeit mit dem an sich schon missverstandenen und deplacierten Vorbilde verloren haben.

Die alten Waldwege zeigen allerdings selten eine gerade Richtung. Wo das Terrain ansteigend ist, findet das seine Erklärung schon aus den Umständen, die auf Seite 170 beschrieben sind. Im Walde auf ebenem Terrain muss man sich aber das Zustandekommen der Pfade doch so denken: Der Erste, der seinen Weg durch das Dickicht suchte, lief einfach da, wo Lichtungen waren und dünneres Unterholz ihm den Weg nicht versperrte.

Abbildung 126

Den Bäumen musste er ohnehin ausweichen. Seit den Weg mehrere gingen, wurde er immer mehr gebahnt, behielt aber seine schlängelnde Richtung, die vom beständigen Ausweichen herrührte. Das gilt vom Waldpfade.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Strasse, die man durch den Wald anlegte. Hier gilt kein Ausbiegen, sondern herrisch schlägt sich die Menschenhand den Hohlweg durch das grüne Dickicht.

Dass ein Imitieren des Waldpfades im Garten, dessen Bäume man erst anlegt, nicht den Sinn „Garten" ausdrücken kann, muss einleuchten. Gesetzt, es wäre möglich, das Wesen des Waldes mit all seinen reizenden Zufälligkeiten getreu zu kopieren, so liesse sich über den Wert einer solchen Kopie eventuell reden. Sie ist aber sehr viel schwieriger, als man sich ohne weiteres vorstellt, ja, sie ist unmöglich. Denn das, was wir Zufälligkeiten nennen, sind ja im Grunde so unendlich verschlungene Gesetzmässigkeiten, dass wir sie nicht entfernt zu durchschauen, geschweige denn nachzuahmen vermögen. Sie aber als Zufälligkeiten absichtlich nachzuahmen, ist jener kulturmüde Widersinn, der stets das Signum aller Verfallzeiten bildete.

Es muss der Erkenntnis der Richtigkeit dieses Gedankenganges sehr bald die Frage folgen: ja, wie sollen wir denn nun unsere Wege anlegen?

Ich kann nur das eine antworten: immer dem Sinne nach. Grad wie bei einem Hausbau. Man besehe sich zunächst sein Terrain und dann mache man sich klar, was man auf diesem Terrain haben möchte — hier eine Laube, dort ein Gartenhaus, dort einen Spielplatz. Und dann überlege man sich: wie gelangt man

Abbildung 127

am einfachsten von der Hausthür zum Gartenhaus, wo ist eine Treppe notwendig, wo erleichtert eine Futtermauer die Gestaltung des Terrains und wo sind nun Verbindungen der einzelnen Organe des Gartens notwendig. Diese Verbindungen sind die Wege. Und so werden sie auch am schönsten sein.

Hier noch ein Seitengedanke: es ist sehr bezeichnend für die Kopflosigkeit und Gedankenlosigkeit unserer

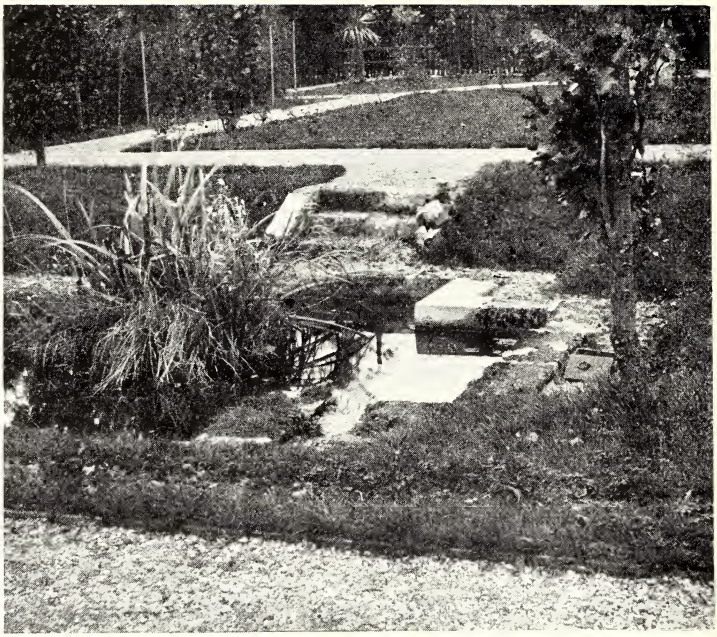

Abbildung 128

Zeit, dass man die Gesetze bei Garten- und Städteanlagen gerade verkehrt hat. Beim Städtebau legt man heut nur noch schnurgerade Strassen an, vermeidet jede Biegung und Krümmung, und schafft dadurch lauter Windschachte, die nicht mehr den Schutz bieten, den die Stadt geben sollte — von dem ästhetischen Denkfehler ganz abgesehen, der die Schachte unübersehlich und ein Betrachten der Häuserfaçaden unerquicklich macht. Den Weg aber, der frei über die offene Wiese läuft — den biegt und knickt man ohne jeden Grund.

Abbildung 129

Auch da, wo man Wasserbecken oder Wasserläufe anlegt, macht man es nicht besser. Wenn man in seinem Garten ein Wasserbecken baut, so soll man eben zeigen, dass es menschliche Formen sind, die man schafft. Es ist ein unwürdiges Versteckspiel, wenn wir dann so thun wollen, als ob es gar keine Gartenanlage wäre, sondern als sei's der Tümpel, der von der letzten Ueberschwemmung zurückgeblieben sei. Der Tümpel und der Waldweiher haben ganz spezifische

Abbildung 130

Formen. Liegt zufällig irgendwo neben einem Garten ein Waldweiher, so liegen eben zwei verschiedene Dinge nebeneinander: das eine ist Garten, das andere ist Waldweiher. Käme nun eines Tages der Gartenbesitzer auf

Abbildung 131

die Idee, den Weiher anzukaufen, so bliebe der trotzdem dabei Weiher, selbst wenn der Mann ihn einzäunte und seinem Garten einverleibte. Wär's nun zwar auch keine Gartenanlage, so könnte einen der Besitz ja trotzdem freuen, denn wer sässe nicht gern an einem Waldweiher, besonders wenn es sein eigener Privatwaldweiher wäre. Nun denke man sich den Fall, ein Mann möchte gerade gern so einen Waldweiher in seinem Grundstück haben, es sei aber beim besten Willen keiner daneben zu kaufen. Gut, sagt er, so machen wir uns einen. Und er

Abbildung 132

finge nun an, sich einen Waldweiher ganz exakt zu kopieren. Er höbe das Terrain ganz so aus, dass es wie der eingesunkene Boden im Walde aussähe. Er gäbe sich unendliche Mühe, alles so zu gestalten wie beim wirklichen Waldweiher; die Uferränder, das Schilf, die Uferpflanzen — was wäre eigentlich der Sinn des mühevollen Werkes? Eine wirkliche Kopie eines Stückchens reiner Natur ist nicht möglich, wie wir vorhin sahen. Uebrigens fällt es den Gartenkünstlern gar nicht ein, auch nur den Versuch zu machen, den Waldweiher oder eine andere Naturform irgendwie genau oder doch mit liebevoller Beobachtung zu kopieren. Sondern es gibt in ihrer Theatergarderobe ein Requisit, das heisst „der Teich“,

Abbildung 133

und dies jämmerliche Ding wird nun schon seit länger als einem halben Jahrhundert in den Garten eines jeden Mannes gesetzt, der sich beim Gartenkünstler ein Wässerchen bestellt. Im Preiscourant ist es als „f. f. hochpoetisch“ verzeichnet, und beim Publikum ist es seit langer Zeit ein sehr beliebter Artikel. Der Waldweiher ist draussen im Walde meist ein ziemlich rundes Wasserbecken, seltener streckt er sich in die Länge, nur bei seeartiger Ausdehnung und besonderer Terrainbildung kommen Buchten und weitgedehnte Krümmungen der Uferlinien

Abbildung 134

Abbildung 135

vor. Die Teiche unserer heutigen Gartenkünstler haben bei 50 Fuss Ausdehnung 25 Kurven und sollen wahrscheinlich der tausendfach verkleinerten Landkarte eines riesigen Landsees mit weitverzweigten Buchten, Armen und Zipfeln gleichen, um an Reichtum der Formen und Gestaltung jenen wirklichen Seen gleichzukommen oder sie zu übertreffen. Handelte es sich um das Modell eines Sees, in der Art, wie es plastische Modelle von Städten oder Gebirgen giebt, die dem geographischen Unterricht dienen — gut. Was das im Privat- oder Stadtgarten zu thun hat, wird zwar niemand zu sagen wissen. Aber darum handelt es sich ja in keiner Weise. Man besehe sich Abb. 135. Ist's nicht nur eine unwürdige kindische Spielerei? Damit die hehre Illusion des Weihers recht gesteigert werde, macht man die Uferränder aus Zement und lässt die Wege den Uferformen dieses Phantasieteiches folgen.

Auch da, wo etwa ein Bachlauf kopiert werden soll, ist's immer ebenso miserabel imitiert. Man zeige mir doch unter all den Tausenden von Schwanenteichen, Felsengrottengewässern mit den nötigen Felssteinen drin etc. etc., sobald sie neueren Datums sind, auch nur einen, der nicht das Odium der kindischen Spielerei an sich trüge.

Gewiss ist ein Wasserbecken oder auch ein Wasserlauf etwas Entzückendes im Garten. Aber da, wo man ihn erst künstlich anlegen muss, da zeige man eben

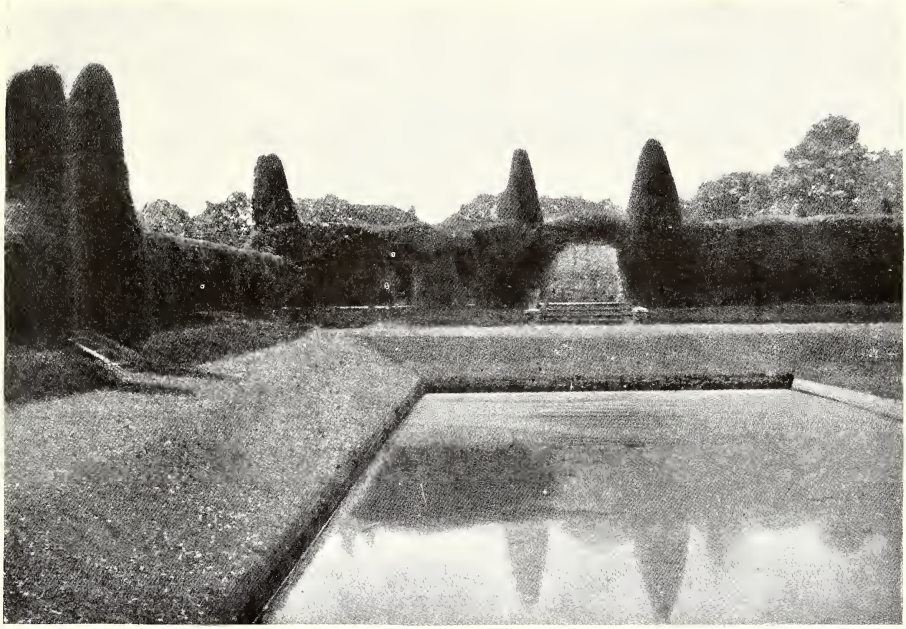

Abbildung 136

auch, dass es eine menschliche Anlage ist, und man spreche dabei die Sprache, die der Mensch spricht: geometrisch-architektonisch. Der Kreis, das Rechteck, das Quadrat etc. sind nicht die Formen der aussermenschlichen Natur, es sind aber durchaus nicht etwa nur dürre Abstraktionen, sondern es sind die Grundformen unseres Raumdenkens. Dass mit diesen Grundformen auch Unfug getrieben werden kann, wenn sie ohne Gestaltungskraft und Phantasie auf dem Reisbrett irgendwo hin schabloniert werden, erniedrigt sie nicht.

Abbildung 137

Man kann auch mit unserer Sprache Gemeinheiten sagen und lügen und doch ist in ihr auch das Edelste, was der Menschengeist hervorgebracht hat, niedergelegt. Die Quadrate, Rechtecke und Kreise also sind es nicht, die Phantasielosigkeit und Nüchternheit in unser Dasein bringen, sondern die Phantasielosigkeit und Nüchternheit der Leute, die jene missbrauchen, ist es, die diese ins Leben trägt.

Abbildung 138

Ein Wasserbecken wie auf Fig. 128 ist eine einfache Art der Gestaltung eines solchen und dabei doch sehr anmutig und sinnvoll. Drei Stufen führen zu den Bordsteinen herunter, die in regelmässiger Form den Wasserspiegel einfassen. Aehnlich ist das Becken auf Abb. 130, das eine runde Form hat. Auch hier fassen Bordsteine den dadurch genau als Kreis definierten Wasserspiegel ein. Man vergleiche daneben Abb. 131, wo durch das

Verschleiern der Kreisform die Anlage nur noch kümmerlicher gemacht wird, als die drei geschlängelten Wege es ohnehin thun.

Eine reichere Gestaltung der Aufgabe zeigt Abb. 132 aus einem alten Schlossgarten. Abb. 133 ist ein Wasserbecken aus einem neuen Stadtpark. In die unarchitektonische Zementfassung sind allerhand Steine gedrückt, dass ein recht armseliger Aufputz entsteht. Natürlich darf man sich nicht irreleiten lassen, den gewissen malerischen Eindruck, den die starke Verkürzung der Linien auf der Photographie macht, auf Rechnung der Anlage zu setzen. Ueberhaupt gehört Mühe dazu, aus meinen kleinen Reproduktionen all das deutlich herauszulesen, was man in der Natur mühelos erkannte.

Von besonderer Grossartigkeit und Einfachheit ist Abb. 134, zu dem 135 ein deutliches Gegenbeispiel bildet. Dass die regelmässig geometrische Kreisform auf 134 langweilig sei, wird einer so ausgesucht edlen Anlage gegenüber niemand den Mut haben zu behaupten. Das Aeusserste von geometrischer Strenge zeigt Abb. 136, der deswegen doch Anmut nicht fehlt. Wem es seltsam erscheint, der vertiefe sich in den Anblick. Es sollte mich wundern, wenn er nicht die stille, feine Poesie der Anlage heraus läse.

Blickt man in einen wohlerhaltenen alten Garten, so wird man das Wohlthuende seines Eindruckes auf den ersten Blick wahrnehmen. Dieser wohlthuende Ge-

Abbildung 139

samteindruck kommt zum grossen Teil her von der Möglichkeit, die Gestaltung des Gartens leicht und rasch zu erkennen. Mit andern Worten: die Formen des Gartens definieren seine Topographie sehr anschaulich. Diese anschauliche und übersichtliche Anordnung allein ruft in uns Lustgefühle wach, während uns das beunruhigende Gewirr von Eisengittern, unklaren Wegen und sonstigem Durcheinander, wie es die modernen Gärten zeigen, quält.

Die Alten kannten sehr genau die Mittel, mit denen sie die Formen des Gartens leicht gestalten konnten.

Wir werden es an ihrer Hand wieder lernen müssen, denn die Meinung, man könnte das Alles wie etwas Selbstverständliches aus dem Aermel schütteln, ist eine Ueberhebung.

Obgleich ich die botanische Seite des Gartens, die Pflanzen, Blumen und Bäume in einem andern Bande der „Kulturarbeiten“ gesondert behandeln will, muss ich hier einiges vorwegnehmen, was sich von der architektonischen Anlage des Gartens nicht trennen lässt.

Es gab früher keinen Garten, dessen Wege nicht mit Buchsbaum eingefasst waren. Diese Sitte ist bei uns selten geworden und das ist schade. Als amüsantes Beispiel, hinter was für Ausreden sich die Leute verstecken, erzähle ich folgendes: Ich fasste neulich einen alten Mann dabei ab, wie er in seinem Gärtchen den Buchs ausrodete und an seine Stelle als Wegeinfassung — umgekehrte Champagnerflaschen eingrub! Zur Rede gestellt erklärte er sein Thun damit, dass Buchs zum Zufluchtsort — für Ungeziefer dienen könnte! Wenn man in der ganzen Welt alles, was als Versteck dienen kann, ausrotten wollte, so würde es ja bald kein Gebüsch, kein Dickicht, keinen Felshang und kein Bachgewässer mehr geben. Wie hüsch, wenn erst die ganze Erdoberfläche mit Zement sauber verstrichen wäre! Dann könnte sich kein Käfer und kein Würmchen mehr breit machen, und dem lichtscheuen Treiben der Nachtschmetterlinge könnte endlich ein Ende bereitet

Abbildung 140

werden. — Buchs ist eine sehr dichte kompakt aussehende Pflanze, welche wie geschaffen ist zum Trennen von Weg und Beet oder Rasen. Diese klare Trennung und

Abgrenzung ist nicht allein im rein praktischen Sinne beim Bewirtschaften des Gartens angenehm, sie ist es auch für das Auge. Wie reizend sehen diese kleinen grünen Hecken aus und wie versöhnend ist ihr Anblick im Winter, wenn nicht der ganze Garten vor dem Winteransturm zerfallen ist, sondern der Buchs streng die Ordnung und Gliederung des Gartens aufrecht erhält.

Auch grössere Hecken sollten viel mehr in den Gärten verwendet werden und zwar nicht allein als Einfriedigung des Grundstückes, sondern auch zur Gliederung im Innern. Die Hecke als Einfriedigung ist im Abnehmen. Auch an den ihr entsprechenden Anlagen sieht man die ganze Lieblosigkeit unserer Zeit, die jetzt bis ganz unten hin durchgesickert ist. Früher gab es keinen Bauerngarten, dessen Besitzer nicht darauf gehalten hätte, dass eine gut gepflegte Weissdornhecke sein Gehege umschlösse. Heute zieht man einen dünnen Stacheldrahtzaun herum, der an sich ja sehr gut das Gerippe zu einer werdenden Hecke abgeben könnte. Aber man bleibt dabei stehen. Höchstens dass man ein paar dürftige Schlingpflanzen daran pflanzt, die sich aber an den dünnen Drähten, die keinen Schutz gewähren, nie recht entwickeln. Für das Auge ist überhaupt keine Abgrenzung geschaffen, man kann sich höchstens die Kleider daran zerreissen. Der nackte Stacheldrahtzaun — er ist ein vortreffliches Symbol geworden für den allgemeinen Sinn, der in Stadt und

Abbildung 141

Land im Garten — und anderen Dingen herrscht. Kalt, lieblos, feindselig, niemand zur Freude.

Wie gut die Hecke zur Gliederung im Innern des Gartens zu verwenden ist, sieht man an Abb. 137 und 139, wo der Weg wie in einem Gange dem Auge aufs klarste definiert wird. Die Grasplätze zur Rechten und zur Linken werden durch die Hecken viereckig umgrenzt und erhalten dadurch den Charakter eines umhegten Spielplatzes.

Bei der Hecke liegt es nahe, zu fragen, ob es überhaupt recht ist, Pflanzen zu beschneiden und in künstliche

Formen zu bringen. Die „naturalistische“ Schule unter den Gartenbauern verwirft alles Formen an der Pflanze als Unnatur. Ich meine, einen Baum, den wir als frei gewachsenes Individuum in seiner ganzen Schönheit geniessen wollen, den beschneidet man natürlich nicht, sondern man gibt ihm Raum, sich zu entfalten. Ebenso jede andere Pflanze. Wenn es sich aber darum handelt, Raum-Formen im Garten zu schaffen, so kann man als Material, statt allein Stein, Holz oder Erde, auch recht gut die lebenden Pflanzen verwenden. Es gibt ja Pflanzen, die durch ihren Wuchs einer solchen Absicht geradezu entgegenkommen und deren Eigenleben in keiner Weise dadurch unterbunden wird, dass man sie regelmässigen Formen anpasst. Diese Ausnützung der Pflanze zu einem uns eigentümlichen Zwecke ist in keiner Weise zu verwechseln mit jener übermässig raschen Ausnutzung ihrer Produktionsfähigkeit, die wir Raubbau nennen. Denn bei diesem wird nicht allein Eigenleben, sondern auch die der ganzen Gattung innewohnende Kraft vorzeitig ausgesogen.

Auch handelt es sich bei der architektonischen Verwendung der Pflanze nicht um kindische oder unwürdige Spielereien, nicht um den Versuch, ob man die Pflanze zur Abwechslung nicht „mal anders“ ziehen könnte, sondern um die Lösung sachlicher Aufgaben mit zweckentsprechenden Mitteln. Betrachten wir daraufhin Abb. 140 (oder 141 und 142, die einem englischen Garten entnommen

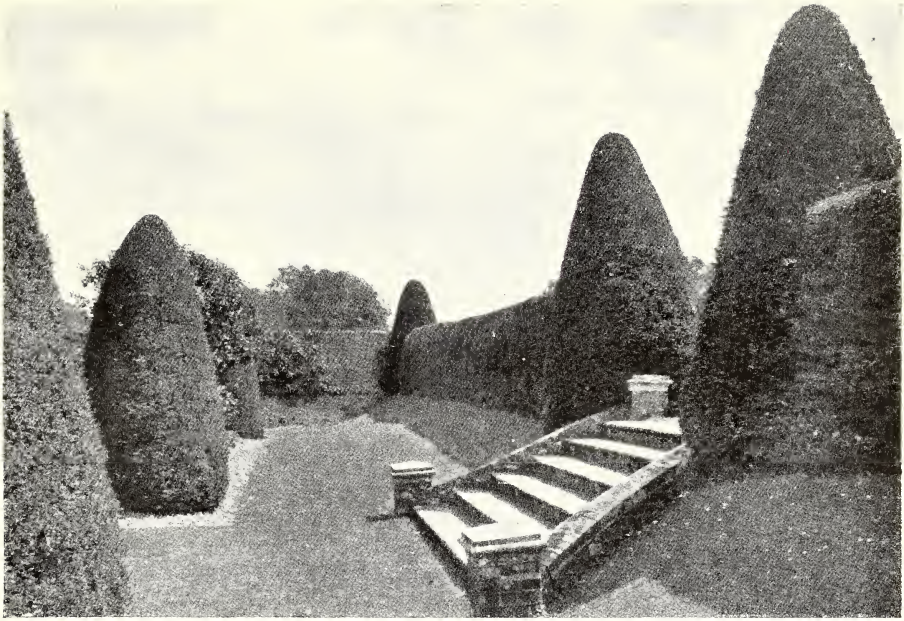

Abbildung 142

sind). Hier handelt es sich offenbar um einen Wandelgang, der zunächst einen abgeschlossenen Zugang zum Hause bilden soll. Dass durch solch klares Trennen der einzelnen Teile des Gartens die behagliche Benutzung desselben erhöht wird, ist für jeden klar, der ein eigentliches Gartenleben kennt. Es ist nur dann möglich, sehr verschiedenartige Gartenräume mit ganz entgegengesetztem Charakter auf verhältnismässig kleinem Gebiet zu schaffen, wenn die Abteilungen nicht ineinander verfliessen, sondern durch deutlich sichtbare Scheidewände getrennt

sind. Für solche Scheidewände eignet sich im Garten nichts besser, als das Material der Pflanze. Steinmauern wären zu teuer, Holzwände zu heiss, beide lassen keine Luft durch. Wollte man Gebüsche und Sträucher errichten, so würde man den zehnfachen Raum brauchen, um dieselbe Dichtigkeit und Höhe zu erreichen, wie sie eine einfache Hecke besitzt, die nebenbei noch bei weitem das billigste ist.

Hat man aber einmal die Existenzberechtigung der geschnittenen Hecke eingesehen, so ist es nur die logische Ausbildung ihres Gedankens, dass man die gerade Flucht derselben, die das Auge schwer bemisst, durch regelmässig wiederholte Glieder teilt. Man sieht, dass man von selbst bei den Grundlagen der Architekturformen anlangt.

Jene ausserordentlich ernsten, strengen Pyramidenformen, wie ich sie aus englischen Gärten (auf Abb. 142 und 143) vorführe, kann man natürlich nur aus Pflanzen formen, die an sich schon diesen Charakter haben und dadurch oft einen sehr wirksamen Gegensatz zum leichter gebauten grossen Laubbaum bilden.

Harmlos nett sind die Kugelformen, die die Bäumchen auf den Buchen- oder Weissdornhecken unserer deutschen Gärten zeigen. Auf Abb. 144 betonen zwei grössere kugelförmige Bäume den Eingang. Ich kann beim besten Willen nicht verstehen, was man gegen das reizende Bild, das sich dabei ergibt, einwenden könnte

Abbildung 143

oder warum man so einfache Formen nicht wieder von neuem verwenden sollte. Wie kahl sieht dagegen das kopflos hingepflanzte Tannengestrüpp aus, wie es etwa auf Abb. 145 aufwächst.

Die klare Definition für das Auge ist es ja immer, die die Basis bildet für das freudige Erkennen der Welt um uns. Jede Allee ist ein Zeugnis dafür. In früheren Zeiten wurde jeder Weg, den man betonen wollte, in dieser Art zum festen Gang geschaffen. So etwa wurde

Abbildung 144

immer der Zugang von der Gartenthür zur Hauspforte als kleine Allee behandelt, was dem Eintretenden den angenehmsten Eindruck gab, indem die Bäumchen ihm gleichsam das Geleite gaben bis zum Hause. In unsern Bildern finden sich mancherlei Arten von Alleen, die sich genugsam auch ohne Worte erklären werden.

Ebenso wie die Hecke ist der Laubgang eine immer mehr verschwindende Anlage in den modernen Gärten. Ich habe schon des öfteren von ihm gesprochen und brauche sein Lob kaum wieder zu verkünden. Die Anlage ist keine sehr kostbare, da einfachstes Lattenwerk nicht nur genügt, sondern auch das passendste und schönste dafür ist. Das über Lauben gesagte gilt auch hier, da der Laubgang ja im Grunde nur eine fortgesetzte Laube ist.

Abbildung 145

Abb. 146 und 147 zeigen Bruchstücke aus Laubgängen oder Gerüsten zu solchen, welche aus einem modernen Garten stammen. Dieser ist fast der einzige moderne deutsche Garten, den ich kenne, der nach richtigen Gesichtspunkten angelegt ist. Seine vollendete Tauglichkeit für den modernen Menschen beweist, mir wenigstens, dass es sich hier nicht um schon überlebte Formen handelt. Noch ein anderer Beweis liegt in den beiden Bildern: dass eine gute Anlage nicht nur nicht

ruinös auszuschauen braucht, um gut auszusehen, sondern dass sie es schon im unfertigen, halbangewachsenen Zustande thut, und dass es eine Ausrede bei mangelnder Gestaltungskraft ist, wenn Jemand die Oede seines Gartens damit entschuldigen will: er sei eben noch nicht angewachsen.

Man findet heute in reichen Gärten sehr oft exotische und sonst seltsame Gewächse. Man wird den Pflanzenfreund nicht schelten wollen, wenn er solche Liebhabereien hegt. Nur über die Art, wie solche Anpflanzungen gemacht werden, lässt sich disputieren. Nicht immer fügen sich solche Pflanzen dem Gesamtbilde des Gartens ein; oft wird auch schon unabhängig von dieser Erwägung der Wunsch da sein, sie als Schaustücke zu isolieren. Diese Isolierung einzelner Pflanzen wird in neuerer Zeit recht ungeschickt gemacht. Als ein vortreffliches Vorbild aus älterer Zeit führe ich Abb. 148 an. Hier ist neben einer Terrasse eine zweite mit etwas niedrigerem Niveau geschaffen, das an zwei Seiten von der Mauer, auf den beiden anderen Seiten von Steinbalustraden umgeben ist. Dadurch ist ein Platz geschaffen, der abseits vom Wege von selbst zu sagen scheint: hier kann etwas zur Schau gestellt werden. In der Mitte ist das exotische Gewächs eingepflanzt, das sich hier ungestört vom Verkehr, frei entwickeln kann, und das, trotz seiner deutlichsten Isolierung, mit seiner Umgebung sich dem Gesamtbilde des Gartens doch wieder vortrefflich einreiht.

Abbildung 146

Ich kenne ein grosses, altes, gut angelegtes Haus auf der Höhe über dem Flusse. An seiner Westseite fallen die Fundamente steil zum Wasser ab, an der Ost-

seite zieht eine schmale Strasse vorbei, auf der Nordseite liegt eine Terrasse, auf der sich ein Gärtchen ausbreitet, nach Süden zu erstreckt sich ebenfalls ein Gärtchen, das dem Berghang zugewendet ist. Die West- und besonders die Nordseite haben wundervolle Blicke weit über das ganze Thal hinweg. Jetzt pflanzt man an der Nordseite Kastanienbäume an. Wenn sie gross geworden sind, versperren sie dem Hause und der Nachbarschaft jeden Blick ins Thal, geben aber keinen Schatten, denn er fällt, soweit er sich an der Nordseite überhaupt noch bilden kann, ins Thal hinunter. Hätte man die Bäume auf der Südseite gepflanzt, so würde die Aussicht nicht versperrt werden, aber man hätte ein schattiges Plätzchen für den Sommer geschaffen. Auf der Nordseite hätte man, wollte man Neuanpflanzungen schaffen, niedere Laubgänge ziehen können, die das Grün unten gehalten hätten, ohne den Blick aus ihnen hinaus zu beeinträchtigen, während aus den Stockwerken der Blick über sie weg gestreift wäre.

Die kleine Erfahrung ist mir ein gutes Beispiel dafür, wie kurz die Meisten bei solchen Dingen heut denken: Medizin nehmen macht gesund, Ornamente verschönern und Bäume pflanzen schafft Anlagen. Drüber hinaus arbeitet das Gehirn hier nicht, weil es nie darauf hin erzogen wurde. Wer hätte vor hundert Jahren eine Pflanzung so sinnlos gemacht?

Abbildung 147

Mit dem unüberlegten Pflanzen von Bäumen wird heute im Garten der meiste Unfug getrieben. Wir schneiden hier ein Thema an, das, weil es auf die

botanische Seite der Gartenfrage hinüberleitet, zu gross ist, um hier irgendwie eingehender behandelt zu werden. Ich verweise nochmals auf den später folgenden Band der „Kulturarbeiten“, der von Pflanzen und Bäumen handelt.

Beim Betrachten unserer heutigen Kultur und der früheren wird man immer und immer wieder zu der Frage kommen: ob denn dem heutigen Geschlecht, ausser der Phantasie, nicht auch jedes Streben nach feinerem Lebensgenuss abhanden gekommen sei? Man will einen Sitzplatz schaffen. Dann kauft man eine eiserne Bank, ohne seine Augen dabei zu verwenden, und stellt sie mit derselben Liebe, mit der man den Einkauf besorgt hat, irgendwohin. Man suche nach Plätzen, die das achtzehnte Jahrhundert oder die erste Hälfte des neunzehnten angelegt hat. Noch giebt es einige. Abb. 149 zeigt einen davon. Vor dem Hause, um die Linde herum ist der Platz gezimmert, auf der Terrasse, die den Blick ins Thal hat. Zu der Nüchternheit des anderen Bildes ist nichts zu bemerken, ausser, dass die Löcher in der Mauer eine Verzierung bedeuten sollen, um sie „gefälliger“ zu „gestalten“. Auch das wird in Baugewerkeschulen gelehrt.

Die Bank ist einer der wichtigsten Teile des Gartens, denn sie bezeichnet den Ort geselliger Zusammenkunft oder behaglicher Ruhe im Garten. Ausserdem sitzt

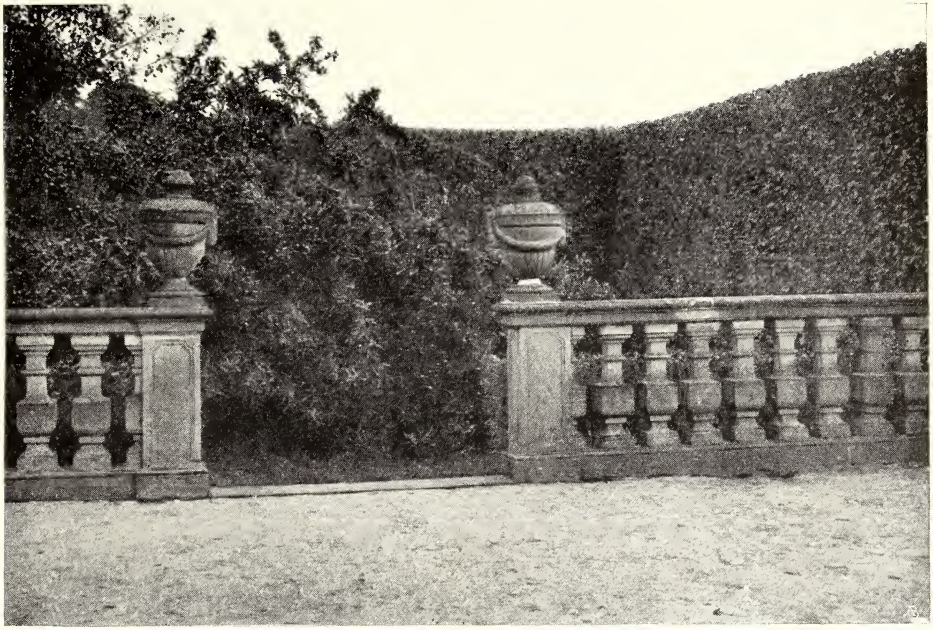

Abbildung 148

man darauf. Alle älteren Gartenbänke verkörpern diesen Zweck. — Man strich sie weiss, manchmal mit einem Stich ins Grüne. Diese Farbe hob sie nicht allein leicht erkennbar von ihrer dunkelgrünen Umgebung ab, sondern sie bildete auch einen freundlichen Farbenakkord mit ihr. Heut streicht man die Gartenbänke meist „holzfarben“, macht sie dadurch unerkennbar und hebt den Akkord auf. Abb. 151 ist das Bild einer alten Gartenbank oder doch der Replik einer solchen. Abb. 152 ist die „reichverzierte“ Bank aus Gusseisen, wie

Abbildung 149

sie eine Zeitlang in allen Gärten und öffentlichen Anlagen zu finden war. Heut ist man noch naturalistischer geworden. Man macht die Bänke am liebsten ganz aus rohen Stämmen. Welche entsetzliche „Stillosigkeit“ es ist, zu menschlichen Formen Naturformen zu verwenden, die etwas ganz anderes aus-

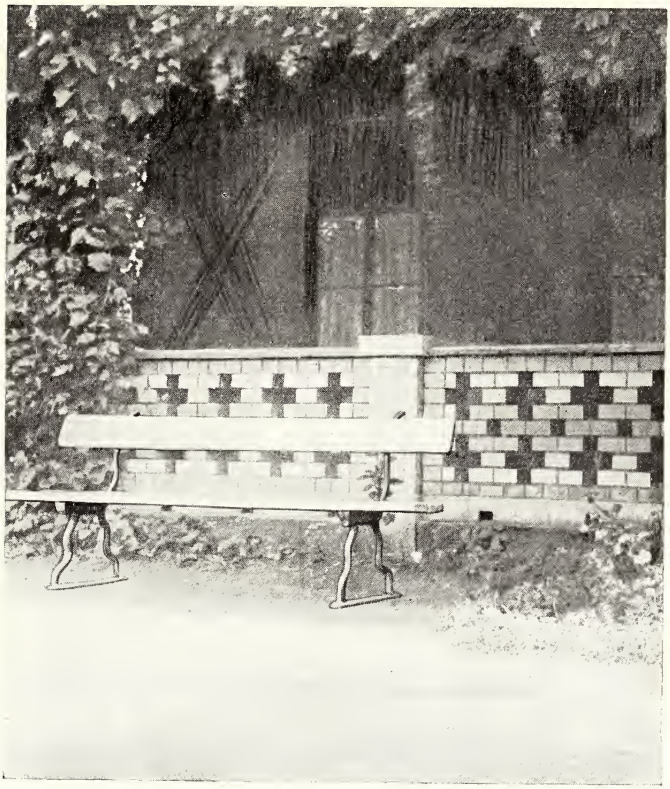

Abbildung 150

drücken, davon war schon eingehend die Rede auf Seite 70—72. Aber ich möchte doch noch ein paar Beispiele dafür im Bilde vorführen. Abb. 153, 155 und 157.

Von allem andern abgesehen: was für ein qualvoller Sitz das ist, das sieht man schon beim Betrachten: wie man sich stösst, Löcher in die Kleider reisst, blaue

Abbildung 151

Flecke als Andenken an die schmerzliche Ruhepause davonträgt. Billiger ist die Bank auch kaum um ein Nennenswertes als eine anständige Gartenbank. Fürchtet man Demolierung oder Diebstahl, so errichte man lieber gleich eine Steinbank mit Holzsitz, die durch den Wegfall von Unterhaltungskosten und Reparaturen in der öffentlichen Anlage vielleicht am billigsten ist. (Abb. 154.)

Auch das Brückengeländer auf Abb. 157 ist aus ähnlichen Gründen verwerflich. Ein Brückengeländer

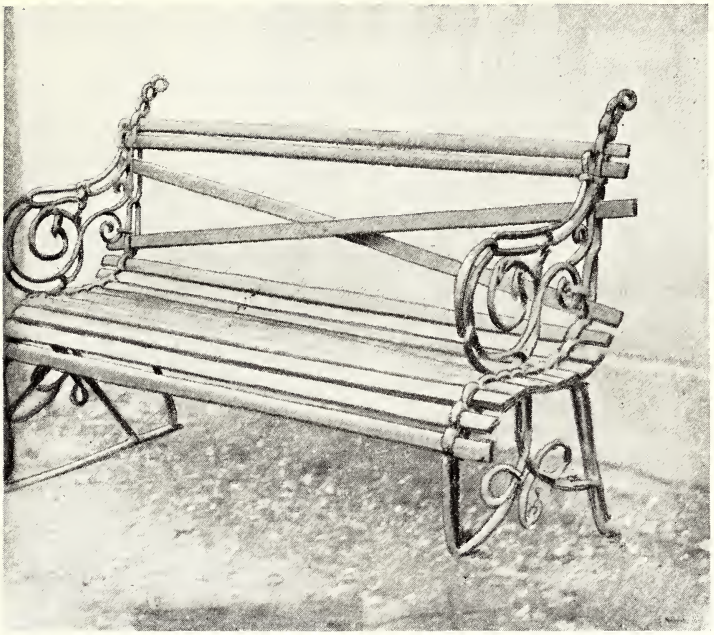

Abbildung 152

kann nur den Sinn haben, Halt beim Ueberschreiten der Brücke zu geben, wie es etwa auf Abb. 156 in einfachster Gestaltung zu sehen ist. Dies thut nun das bei 157 in Frage stehende Geländer zwar nicht, wohl aber bietet es durch seine Astformen, die hier, weil sinnlos, ausdrucklos sind, Gelegenheit, sich zu stossen oder zu reissen.

Soll ich gar noch reden von der albernsten aller Geschmacklosigkeiten, die man unseren Gärten angethan hat:

lebensgross gewordene Nippes, in Form von Terracotta-Gnomen, Rehen oder Pilzen etc. in den Garten zu setzen? So wie man den schönen Treppen-Aufgang auf Abb. 159 durch die läppische Zuthat verdorben hat. Dieser Unfug grassiert in einer Weise, dass so und so viele grosse Fabriken in Deutschland davon leben, diesen „Gartenschmuck“ herzustellen. Wenn man die Umsatzziffern liest, die manche dieser Fabriken erreichen, so begreift man nicht, dass die Welt so gross ist, dass sich all diese Gnomen noch leidlich darin verkrümeln und man nicht an jeder Strassenecke über einen stolpert. Aber wo sollen wir hinkommen, wenn jedes Jahr neue Hunderttausende davon in die Welt setzt, besonders, wenn sie von solch schwer zerbrechlicher Qualität sind, wie die Prospekte es verheissen?

Das Thema braucht eigentlich nicht besonders beim Garten behandelt zu werden. Wirkliche Kunstwerke werden, richtig aufgestellt, überall schmücken, auch im Garten; solche traurige Plattheiten aber, wie jene Gartenschmuckware sie darstellt, sollten überall verfolgt werden, wo sie sich zeigen, n i c h t b l o s s im Garten. Als würdige Form eines wirklichen Gartenschmuckes sei in Abb. 158 eine lustige Barockvase als charaktervoller Zeuge neben Abb. 159 gestellt.

Ueber das Aufstellen von wirklichen Kunstwerken, also hier im Garten Plastiken, lässt sich nicht viel Prinzipielles sagen. Sogar das Vorführen von vor-

Abbildung 153

bildlichen Abbildungen ist schwer, denn die Fälle, wo es geschehen ist, sind bei uns in Deutschland seltener. Abb. 160 ist von der Rampe der Orangerie auf Abb. 32. Abb. 161 zeigt eine ganz gute Gestaltung einer Barockgruppe, wie sie früher von Bildhauern, die oft nicht mehr wie Handwerker sein wollten, recht gut gemacht wurden. 162 ist eine Steinnymphe, wie sie vor der erwähnten Orangerie steht. Mit einer kaum glaublichen Geschmacklosigkeit hat man die dekorativ recht gute

Abbildung 154

Figur in einen albernen Aufputz von Palmen und Blattpflanzen gesetzt. Abb. 163 ist aus Italien. Die Werke der Gartenplastik, die als Kunstwerke an sich beachtenswert sind, beschränken sich fast ausschliesslich auf die paar Dutzend fürstliche Parke, die in Deutschland zu finden sind. Wir wollen hier den Begriff des fürstlichen Parks mit dem des Gartens nicht vermischen, genau, wie wir beim Thema Hausbau Palais und Wohnhaus gut trennen mussten, denn bei dem

Abbildung 155

ewigen Hinüberschielen zum fürstlichen Palais und dem Vergessen der eigenen Bedingungen hat sich unser gutes altes Wohnhaus verloren und ist der beschämenden Maskerade verfallen, die heut noch immer der Brauch dort ist, wo man nicht ausschliesslich „praktisch“ bauen will und deshalb in das Zuchthausäussere gerät.

Das, was uns bei diesem Thema vielleicht am meisten not thut, ist die prinzipielle Trennung zwischen „Park“ und „Garten“.

Abbildung 156

Wollen wir uns über den für uns nötigen Begriff „Garten“ Klarheit verschaffen, so wird es deshalb gut sein, zuvor den Park und seine Entstehung zu untersuchen. Ich will nicht eine Geschichte des Gartens schreiben, und wir können uns deshalb Zeitdaten und eingehendere historische Betrachtungen dabei schenken. Der Park ist sicher entstanden aus dem fürstlichen Wild-

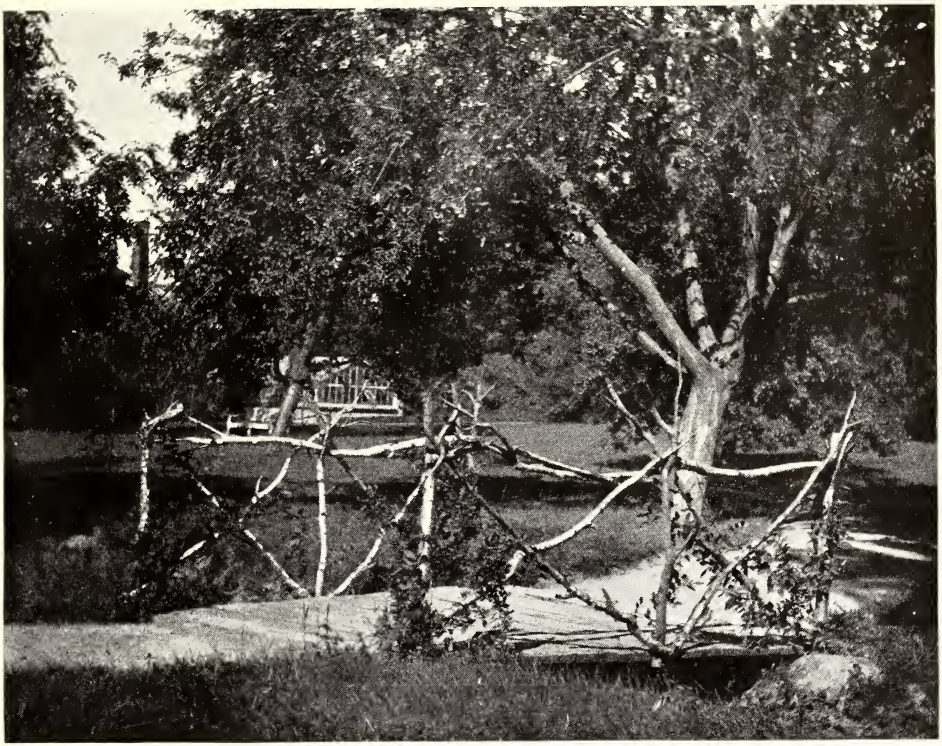

Abbildung 157

park, einem umfangreichen eingezäunten Wald- und Wiesengehege, das an das Schloss anstiess. Natürlich war die nächste Umgebung des Schlosses kultivierter und der eigentliche Wald, der „Wildpferch", fing erst in einer gewissen Entfernung an. Das Wort „Pferch" ist wohl nur eine andere Form von „Park". Es lag in der Weiterentwicklung des Schlosses, dass der Teil des

Abbildung 158

Parkes, der dem engsten Gebrauch des Hofhaltes dienen sollte, schliesslich noch besonders durch Mauern abgegrenzt und den höfischen geselligen Formen entsprechend

Abbildung 159

umgestaltet wurde. So entstanden jene Schlossgärten, jene Parke, die allgemein bekannt sind. Die meisten von ihnen sind, wenn sie in ihrem einstigen Zustand

erhalten geblieben sind, wundervoll, wie alle Reste jener alten Kulturen. Selbstverständlich muss man bei ihrer Beurteilung die Bedürfnisse ihrer Bewohner berücksichtigen. Ohne weiteres jene alten Schlossparke als Muster und Vorbild für unsere heutigen Gärten aufzustellen, bedeutet, wie gesagt, denselben Trugschluss, den man begangen hatte, als man das Palais als das Vorbild des Bürgerwohnhauses hinstellte. Das breite Blumenparterre (Abb. 165) mit den Kiesplätzen und Statuen war jenen Feudalgärten gerade so notwendig, wie den Schlössern weite Empfangs- und Thronsäle. Die weiten Perspektiven, Alleen und Wasserkünste passten zu der Architektur und der Umgebung der Barockschlösser. Wollte man die Perspektiven erweitern, so wandte man häufig das Mittel an, die Mauer zu unterbrechen und statt deren zur Abgrenzung gegen den Hirschgarten einen tiefen Graben vorzulagern, der ein Ausbrechen des Wildes verhinderte, den Blick aber ungehindert über die Waldwiesen des Wildparks schweifen liess, was die immense Grösse der Besitzung noch mehr zeigte.

Das Studium dieser für andere Verhältnisse gemachten Gärten kann uns also nur indirekt nützen. Es hat auch keinen Zweck, beim neuen Suchen nach echter Gestaltung unserer modernen Gärten sich mit Schlagworten zu umgeben, wie „französischer Garten“ und „englischer Garten“ etc., denn meist versteht jeder darunter, was er mag. Wenn man unter „französischem“

Abbildung 160

Garten jene alten Schlossparks meint, deren schönste Deutschland besitzt, so werden wir uns einig darüber sein, dass sie Ideale verkörpert haben, die wir nicht mehr

hegen, zum mindesten uns hier beim Thema unseres Buches nicht naheliegen. Denn es lassen sich die Grundsätze, die dort bei der Gestaltung walteten, nicht einfach auf unsere Privatgärten übertragen, deren Dimensionen winzig erscheinen, wenn man sie gegen jene alten Feudalparks hält. Dass man im einzelnen in der Technik sehr viel von ihnen lernen kann, ist selbstverständlich. Der englische Garten ist, wo er den Namen verdient und nicht der internationale Brei ist, noch heute der streng architektonische Garten. Der „englische Park" ist wohl eine Nachbildung der englischen Landschaft mit ihren Wiesen und Baumgruppen und seine weiche Lieblichkeit entspricht nicht immer unserer Landschaft. Den ohne weiteres zu uns herüberzunehmen, geht selbst da nicht an, wo es sich wirklich um weite Parks, nicht um Gärten handelt.

Wir müssen heute, wenn wir Gärten anlegen wollen, all jene eingerosteten Schlagworte mit ihren Vorurteilen hinauswerfen und, wie bei allen andern Aufgaben, wieder nach Zweck und Sinn der Anlage fragen. Wenn jemand ein paar Morgen Land beim Hause hat, so darf er eben nicht einen Park markieren wollen und Gartenbauformen anwenden, die erst dann Sinn und Berechtigung haben, wenn es sich um Flächen handelt, die so und so viel Hunderttausende von Quadratmetern umfassen.

Ich will nicht mit Klassifizierungen arbeiten, sondern mit Anschauung. Dann entsteht aus ihr die natürliche

Abbildung 161

Klassifizierung von selbst. Ich führe zu dem Zweck noch eine Reihe von Gartentypen im Bilde vor, so gut das eine kleine Photographie vermag. Abb. 164 zeigt den waldähnlichen Teil eines grossen Parkes in England. Selbstverständlich ist dieser hier abgebildete Teil nicht in der Nähe des Hauses (das hier Schloss genannt

werden muss), sondern er ist der Abschluss des ausserordentlich ausgedehnten Gartens, der in waldähnliche Bestände übergeht. Der Teil am Hause ist streng architektonisch gehalten, die Wegeanlagen sind, gemäss der Blumen- oder Obstzucht, gerade und schneiden sich rechtwinklig. Das in unserem Bilde noch zu sehende Wasserbecken ist der Abschluss der eigentlichen Gartenanlage; was wir dahinter sehen, ist Park. Es ist nicht nötig, an die prinzipielle Scheidung zwischen diesen beiden Begriffen nochmals zu erinnern.

Abb. 166 ist der Garten eines alten, schon ziemlich grossen deutschen Landsitzes. Schnurgerade Wege fassen das lange Rechteck ein und kreuzen es einmal in der Mitte. Auf diesem Schnittpunkte liegt ein rundes Wasserbecken, von Sandstein eingefasst. Die Wege werden von Buchsbaumhecken begrenzt. An den Endpunkten der Wege stehen Lebensbäume, die die einzelnen Teile des Gartens deutlich für das Auge in bestimmte Verhältnisse teilen. Rechts und links von den Wegen ziehen sich hier Alleen von Rosenstöcken, dort von Zwergobstspalieren hin. Die Rechtecke aber, die zwischen den Wegen bleiben, sind ausgefüllt von Beeten. Da sind lange Erdbeerbeete, dort hellgrüne Salatpflanzungen, dort wieder die dunkle Farbenpracht des Rotkohls. Dann kommt ein Dickicht von Himbeerbüschen, dann wieder ein Beet mit Gewürzpflanzen. Und so fort. An den Mauern, die den Garten ringsum einfassen, sind Spaliere gezogen, die hier mit

Abbildung 162

echtem Wein, dort an der Südseite mit Pfirsichen angepflanzt sind. Hinter der nördlichen Mauer, an der die Schattenmorelle wächst, erhebt sich die dunkle Masse dichter Baumkronen. Ein breites Thor in der Mauer führt hinein. Dieser kleine Hain, durch dessen dichtes Blätterdach kaum ein Sonnenstrahl bis zur Erde dringt, ist wie ein stilles Heiligtum. Obwohl nur zweihundert Schritt lang, atmet er tiefen Waldfrieden. Und doch will er kein Wald sein. Schnurgerade führt der gebahnte Weg bis zum Hintergrund, wo in ein breites Steinbecken an der Mauer ein Quell plätschert. Grosse Steintische und Bänke stehen hier. Das Dickicht ringsum ist zur üppigen Wildnis verwachsen, der Epheu klettert an den alten Baumstämmen empor und füllt das, was er erstickt, doppelt mit eigenem Leben. Das Unterholz bildet ein undurchdringliches Blätterdach, unter dem Farn und anderes Waldpflanzengestrüpp wuchert.

Dieser Garten ist ein kleines Paradies. Und ist doch zur grösseren Hälfte eigentlich ein Obst- und Gemüsegarten, wie alle jene Rittergutsgärten älterer Zeit. Die Leute der damaligen Zeit waren alle viel zu vernünftig, oder wenn man will, viel zu ehrlich, um ihre paar Morgen Gartenland in einen Pseudopark en miniature umzuwandeln, indem sie nur an die Anlage von Bäumen, Büschen und Rasenflächen dachten.

Warum lassen sich die Leute von heute nur all die herrlichen Möglichkeiten entgehen, die in der Verschmel-

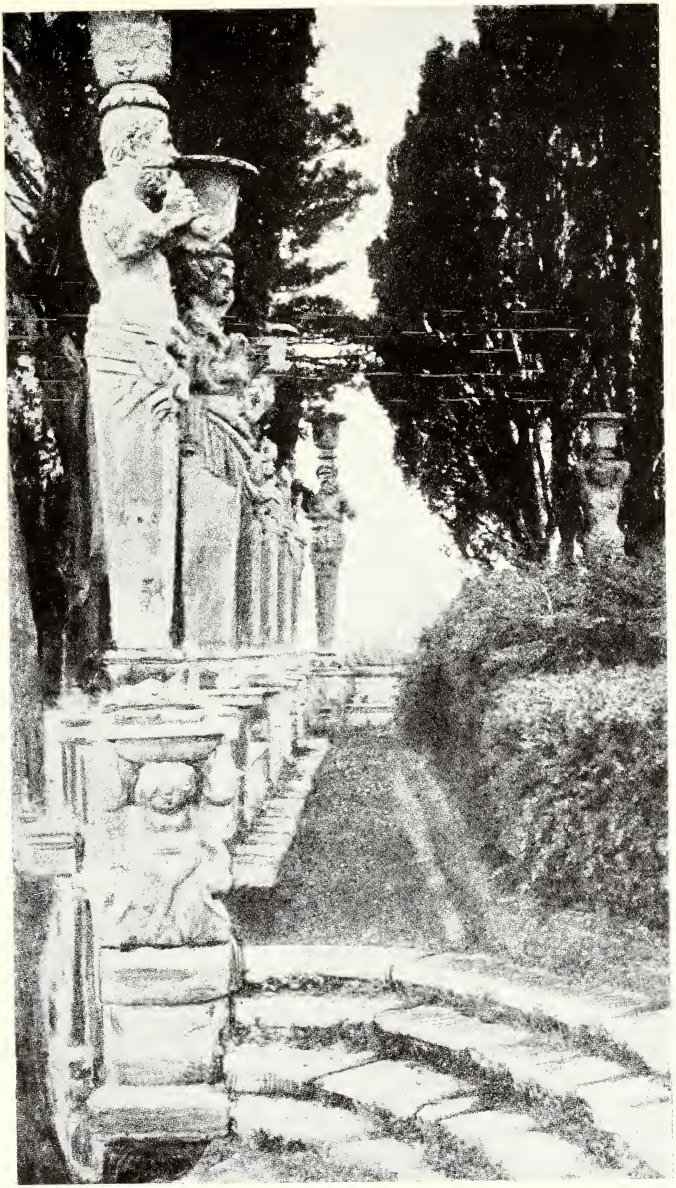

Abbildung 163

zung des geselligen Gartens mit dem Obst- und Gemüsegarten liegen? Glauben sie, es sei eine Schande, Salat im Garten wachsen zu haben? Wenn sie doch nur ahnten, welche Freuden solch ein benutzbarer Garten dem Bewohner bietet, wie er sich und uns mit dem Leben verbindet und welche Herrlichkeiten er zu schauen giebt. Man vergleiche doch nur mit dem Auge die tötliche Langweile jener „Ziergärten“, in denen der Bewohner nichts anderes kann, als wie ein gefangenes Tier im Käfig sich auf den runden Schlängelwegen ewig um sich selbst drehen, weil er sich nicht getraut, die mühsam angepflanzten runden und ovalen Rasenplätzchen zu betreten. Welches Leben dagegen in einem Obst- und Gemüsegarten! Wie entzückend ist schon der Duft der frisch aufgeworfenen Erde, wenn im ersten Frühjahr die Beete gegraben und geebnet, die Wege gezogen werden. Und dann, wenn der Aprilwind den Blütenschnee über die ersten grünen Spitzchen weht. Das erste strahlend helle Grün, das die Zweige umwebt. Dann kommen die ersten Früchte. Unter dem Blättergerank glüht die dunkelrote Pracht der Erdbeeren. Im Himbeergebüsch rötet sich's und die Trauben der Johannisbeere färben sich dunkler. Lachend entdeckt man eines Tages, dass über Nacht zwischen den Blättern die kleinen Aepfelkinder erschienen sind, man beginnt, sie auf den einzelnen Bäumen zu zählen und ihre Fortschritte zu überwachen. Auch auf den Gemüsebeeten gibt es lustiges

Abbildung 164

Leben. Man ergötzt sich an der bunten Pracht des Kohls, macht kleine Jagd auf grosse Raupen, die ihn uns streitig machen wollen. Nach dem Gewitter, wenn der Regen seinen bunten Bogen über das abziehende Wettergewölk spannt, geht man hinaus in die würzige Luft. Da schaukelt sich auf jedem Kohlblatt, in jeder Rinne seiner krausen Fläche ein grosser kugelrunder Krystalltropfen, der purzelnd die Flucht ergreift, wenn man an den Kohlkopf stösst. Mit den Herbstblumen kommen die blauen Pflaumen, die dem sehenden Auge mit den braunen, roten und gelben Blättern kleine Privatorgien veranstalten. Die Gemüsebeete leeren sich, buntes, halbverdorrtes Gerank deckt sie, auf dem die ersten Nachtreife glitzern. Die letzten Herbstarbeiten, ehe der Garten winterschlafen geht. Der Duft reifer Früchte durchzieht die nebelige Luft, mit der die mattgewordenen Sonnenstrahlen kämpfen. Die Rosensträucher werden umgelegt und eingebunden, die Frühbeete zugedeckt, ein letztes festliches, geschäftliches Treiben, ehe die lange Nacht kommt.

Warum sich all diese Gartenfreuden entgehen lassen? Viele fürchten die viele Arbeit oder die Verwaltung oder die Kosten, die ihnen eine Nutzanlage bringt. Ich glaube nicht recht an die Stichhaltigkeit solcher Gründe, auch nicht an die bona fides derer, die sie vorbringen. Kosten macht jeder Garten, mag er dies oder jenes tragen, Verwaltung benötigt jedes eigene Anwesen. Man braucht

Abbildung 165

den Nutzertrag erst gar nicht in die Wagschale zu legen.

Auch bei grösseren Gärten, die sich getrennte Anlagen von Ziergärten, Obst- und Küchengärten leisten können, sollte man diese letzteren doch immer als vollgiltige Rivalen in Hinsicht auf den Gartengenuss, den sie gewähren, ansehen und sie nicht schüchtern hinten verstecken, wie frühere Zeiten es mit Räumen thaten, die „nur“ Schlafzimmer waren. Ich zeige noch ein paar Bilder von solchen Anlagen. Abb. 167 ist der grosse

Gemüsegarten eines Gutes. Wie schön ist hier das Haus angelegt, dessen Fenster in die bunte Herrlichkeit schauen. Rechts im Hintergrund über die Mauer ragen die Bäume des Obstgartens. Die Gemüsebeete sind heute nicht mehr mit der Liebe angelegt und gepflegt, wie früher; die Buchsbaumhecken der Hauptwege sind verwildert, die Rosenalleen sind gefallen und die Blumen nicht wieder angepflanzt. Der wurmartig gewundene Weg im Vordergrund ist Zuthat neuerer Zeit. Nur das lange Spalierwerk, das sich an der Südseite von Mauer und Haus hinzieht und beide so schön zu einer Einheit verbindet, ist noch alte Anlage. Den eigentlichen Blumen- oder Ziergarten bildet der Komplex, der von den Gebäuden und Mauern hofartig umschlossen wird. Auch hier entsteht die Schönheit wieder durchaus aus der sinngemässen Anlage. Nach Süden nur durch eine Mauer begrenzt und dadurch der Sonne offen, auf den drei andern Seiten von Gebäuden eingeschlossen, ist dieser geschützte Raum wie geschaffen für alle feineren, empfindlichen Gewächse. Westwand und Ostwand der Gebäude bilden den geeigneten Ort für Spalierpflanzen, die nicht den ganzen Tag Sonne vertragen können; ausserdem sind noch Wandflächen vorhanden, die fast von Früh bis Abend ununterbrochen beschienen werden. Ein Dumpfigwerden dieses eingeschlossenen, auffallend fruchtbaren Gärtchens ist wegen der Grösse der Ausmessungen nicht zu befürchten.

Abbildung 166

Ganz Blumen- und Gemüsegarten ist die Anlage auf Abb. 168. Die hohen Futtermauern im Hintergrunde sind die alten Wallmauern, die einst die ganze Stadt umzogen. Seit sie überflüssig geworden sind, hat man sie geschleift, oder, was gescheiter war, Alleen auf ihrer Höhe angelegt, während in den geschützten und gut bewässerten Wallgräben sich ein Ort üppiger Fruchtbarkeit aufthat. Im Wallgraben gleichsam ist der Garten erwachsen. Das Haus legt sich so an das Gelände an,

dass die Hausthür von hinten in das erste Stock, vom Garten aus gerechnet, mündet. Das Oberstock rückt auf diese Weise hoch heraus, so dass seine Fenster den freien Blick über Fluss und Land haben. Im Gartenerdgeschoss dagegen sind gut geschützte winterwarme Räume, wie sie der Gärtner braucht. Die Mauern sind selbstverständlich durch Spalierwerk aufs beste ausgenutzt. Obwohl ausgesprochene Nutzgärtnerei, ist für mein Empfinden dieser Garten von einer weit grösseren Behaglichkeit und, wenn man es so nennen will, poetischeren Ortstimmung, als alle jene Ziergärten, wie man sie heute findet, zusammen. Richtige Bauerngärten zeigt Abb. 169, die ich noch mit anführe, um zu zeigen, wie nett, heiter und freundlich auch ihr Anblick ist. Jedes der kleinen Häuser besitzt einen langen schmalen Streifen solchen Gartenlandes, die parallel zu einander verlaufen. Dank der Notwendigkeit der beständigen Bearbeitung, die ein so bestelltes Stück bedarf, breitet sich den ganzen Frühjahr, Sommer und Herbst ein Hauch von Gartenheiterkeit über das Land, dessen Werben sich so leicht Niemand verschliessen kann.

Abb. 170 zeigt die Abteilung eines grossen fürstlichen Gartens, der die Gewächshäuser enthält. Es ist fast der anmutigste Teil des ganzen Gartens, wenigstens in der heutigen Verfassung. Den grossen Gartenschuppen kennen wir schon aus Abbildung 30. Der eigentliche Park liegt oben auf den hohen Mauern, die den Küchen-

Abbildung 167

garten umziehen und ihm hinreichend Schutz bieten. Durch die langen geraden Wege, denen man bis heute aus wirtschaftlichen Rücksichten ihre Richtung gelassen hat, entstehen jene reizvollen Perspektiven, die hier von den Gewächshäusern eingefasst werden. Entzückend ist auch der Teil, der hinter den Gewächshäusern liegt und für die eigentlichen Beetanpflanzungen bestimmt ist. Hier liegen grosse offene Wasserbecken, in denen das Leitungswasser durch langes Stehen an Luft und Sonne zum Giessen für die Pflanzen geeignet gemacht wird. Um dem Gärtner das Schöpfen mit Giesskannen zu er-

leichtern, legte man den Wasserspiegel fast auf dieselbe Ebene mit dem Erdboden. Dank diesen praktischen Forderungen und der Abwesenheit jeglicher Versuchung, die Anlagen durch Schmuckzuthaten „eleganter“ zu machen, ist das Ganze ausserordentlich reizvoll und schön geworden. Wie sich hier alles zu Bildern gruppiert, vermag jeder Empfängliche schon aus meiner kleinen Photographie zu lesen. Die Anmut und die traute Poesie solchen Anblicks liegt aber nicht in der Grösse und Ausdehnung der Anlage, sondern in ihrem Charakter. Auch das kleinste Gärtchen könnte ihrer teilhaftig werden, wenn man wollte. Diese Behauptung könnte ich noch mit unzähligen Bildern beweisen, wenn ich nicht der Zahl der Abbildungen ein Ziel setzen müsste.

Es versteht sich von selbst, dass, je mehr der Garten mit der Architektur in Verbindung tritt, desto mehr sein eigener Charakter architektonisch werden muss. Als Beispiel denke man an die Gärten, richtiger gesagt Höfe der Grossstadt, die man heute dadurch freundlicher zu gestalten sucht, dass man sie als Gärten behandelt. Hier wird es zur vollkommenen Narrheit, Formen des freien Parks anwenden zu wollen. Das Unzulängliche einer solchen beschränkten Anlage wird dadurch in unnützer Weise bis zur Unerträglichkeit gesteigert, während eine von vornherein architektonisch gehaltene Anlage den Garten gar nicht mit der freien Natur in Konkurrenz treten lässt.

Abbildung 168

Ein so gestalteter Gartenhof kann entzückend sein, wenn er sich als solcher giebt. Man denke sich einen kühlen schattigen Hof, dessen Wände mit Epheu umkleidet sind. Die Mitte nimmt ein flaches viereckiges Wasserbecken ein, in dessen ruhiger, durch kein armseliges Springbrünnlein getrübter Fläche sich die Wände spiegeln. Im Hintergrund an der Mauer ist eine Grotte, in der, wenn man das Wasserplätschern mag, ein Wasserstrahl fliesst. Steinbänke fassen die Grotte ein. Den Wänden und den Wasserbecken folgend zieht sich ein

viereckiger Weg herum, der natürlich mit Buchs eingefasst ist. Rosen und soviel Blumen, als man mag, mögen ihn begleiten. Will man grösseren Geldaufwand machen, so ist eine gute Statue (Kopien nach Antiken und neueren sind erschwinglich) hier am Platze. Dass solche Hof-Gartenanlagen schon gestaltet worden sind, weiss man von reichen Patrizierhäusern aus der Renaissance. In Nürnberg und Augsburg findet man Ueberreste und Erinnerungen. Sogar Pompeji hat hier Vorarbeit geleistet. Wenn man dort in den grossen Hausanlagen den letzten Hof durchschritten hat, kommt man an eine ganz kleine, häufig hinter einem Wasserbecken gelegene Terrasse, auf die das allerdings winzige Blumengärtchen des Hauses verlegt war. Auf mich hat die Vorstellung dieser Gärten einen tiefen Eindruck gemacht, da sie das Bild des antiken Hauses erst recht vervollständigt. Auch italienische Renaissance-Gartenanlagen sollte man wieder fleissig studieren, nicht um sie wahllos zu kopieren, sondern um an ihnen zu lernen. So entsinne ich mich der Ueberreste des Gartens und der Badeanlagen des Palastes del Te in Mantua, welcher gewisse Lösungen von Gartenaufgaben enthält, die für unsere in Nüchternheit und Phantasielosigkeit erstarrte Gartenarchitektur Erleuchtungen bedeuten müssten. Wieviel Häuser und Gärten werden heute wieder gebaut, zu deren Errichtung gewaltige Summen aufgewendet werden! Und wie gering ist im Vergleich zu ihnen die gestaltende

Abbildung 169

Kraft, wie gering das Resultat an geschaffenen Formen, die das Leben in heitere schöne Bahnen lenken!

Prinzipiell das Gleiche gilt von den Anlagen auf den Plätzen der Stadt, die von allen Seiten mit Häusern umgeben sind. Was über die weiteren gärtnerischen Städte-Anlagen im besonderen zu sagen ist, möchte ich in meinem Bande über Städtebau bringen; das Allgemeine über die Gartenanlage als solche fällt mit dem über grosse Gärten Gesagten vollkommen zusammen.

Ich hörte neulich behaupten: ja das wäre Alles ganz schön und gut, aber dieses Behagen, diesen intensiven Genuss am Gartenleben und an seiner Heiterkeit — das wirklich auszukosten wäre uns nervösen Menschen doch verschlossen, die hastig und ohne Musse durchs Leben hetzten.

Ich kann mir nicht helfen, ich muss solche Einwände als recht kurz gedachte Gedanken betrachten. Gesetzt den Fall, es wäre so (ich kenne Leute, wie mich und viele andere, die sich da ausgenommen zu sehen bitten); aber gesetzt, der moderne Mensch wäre wirklich in allen Fällen ein so armes gehetztes Tier. Liegt darin eigentlich der Beweis und die Notwendigkeit, dass es so gut wäre und dass es nun auch so bleiben müsste? Und ist damit die Möglichkeit ausgeschlossen, dass, weil unsere Väter es falsch gemacht haben, wir und unsere Kinder nicht wieder zur Besinnung kommen und das Leben in ein Tempo bringen können, das das Leben wieder lebenswert macht? Die Menschen bestimmen das Tempo und sobald sie zu der Einsicht gekommen sind, dass diese Methode der Hetzjagd eine unvorteilhafte Methode ist, bei der das Ziel der ganzen Mühe, das Glück unserer Erdentage zu erhöhen, nicht erreicht wird, von dem Augenblick an werden sie wieder zu leben anfangen. Nicht der uralte, nach tieferer Erkenntnis ringende Forschergeist ist es, der an dem falschen Tempo schuld ist, denn wer philosophisch oder

Abbildung 170

naturwissenschaftlich zu denken gelernt hat, der muss sich einen Standpunkt errungen haben, von dem aus die moderne Hetze als ein recht thörichtes und zweckloses Beginnen anzusehen ist. Die Verderbnis unserer sittlichen Grundstimmung — dieselbe, die durch ihren Ausdruck in den Formen der Häuser, der Gärten, der Gemälde und der Lebenssitten ihre Gemeinheit verrät, ist schuld an der Verkehrung des Sinnes in Unsinn.

Wohl erzeugt der behagliche Sinn den behaglichen Ort, umgekehrt aber schafft die gemütliche Stätte die Ruhe des Gemüts. Gerade der Verkehr mit dem stillsten Kinde der Natur, der Pflanze, könnte dem aufgeregten und unruhigen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts von Nutzen sein. Zeitweise, wohlverstanden: zeitweise Rückkehr zum vegetativen Dasein bedeutet für unsern Körper und Geist Ruhe. Der Garten kann ein Heilmittel unserer Zeit sein.

ENDE DES ZWEITEN BANDES.

Die Abbildungen sind, mit Ausnahme der unten genannten, Originalaufnahmen des Verfassers. Abb. 25 und 26 sind von Otto Bartning gemacht, Abb. 136, 141, 142, 143 und 164 dem Country life entnommen.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München.

Von Paul Schultze-Naumburgs

Kulturarbeiten

ist ferner erschienen:

Band I:

Hausbau.

Mit 84 Abbildungen. Preis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Sodann ist in Vorbereitung:

Band III: **Dörfer und Kolonien.**
„ IV: **Städtebau.**
„ V: **Kirchen und Friedhöfe.**
„ VI: **Technische Bauten, Strassen, Brücken.**
„ VII: **Burgen und Schlösser.**
„ VIII: **Moderne Bauten.**
„ IX: **Innenräume und Baumaterial.**
„ X: **Pflanzen, Bäume, Forste.**

Verlag von E. Haberland in Leipzig.

Paul Schultze-Naumburg

Die Technik der Malerei

Ein Handbuch für Künstler und Dilettanten.

Mit Buchschmuck von **J. V. Cissarz**
und einfarbigen und bunten Abbildungen im Texte.

11½ Bogen 8°. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Kunst für Alle", XVI. Jahrgang, Heft 9: — Zu den wenigen Malern, die Pinsel und Feder mit gleicher Sicherheit zu führen verstehen, gehört Paul Schultze-Naumburg. Er behandelt hier das rein Technische der Malkunst, vom optischen und physikalischen Standpunkt aus betrachtet, in übersichtlicher und sachlicher Weise ..... Und es ist erfreulich, wenn neben Aesthetik auch das Technische der Kunst wieder in seine Rechte tritt. Werke gleicher Art giebt es wohl schon in Hülle und Fülle, aber wenige, die so übersichtlich das Wichtigste in gedrängter und anregender Form, mit einer grossen Menge eigener Erfahrungen bereichert, wiedergeben. — Zwei Arbeiten sind, wie Schultze-Naumburg selbst in der Einleitung schreibt, für sein Büchlein von besonderem Einflusse gewesen, und zwar die gründlichen Untersuchungen des verstorbenen Malers H. Ludwig: „Ueber die Oelmalerei der Alten" und die ganz besonders überraschenden Resultate, die der Münchener Maler Ernst Berger bei seinen Forschungen auf dem Gebiete der Technik über die Oeltempera zu Tage gefördert hat. Gerade dieser Hinweis auf zwei sich mit der Technik der Alten beschäftigende Werke beweist zu allermeist, dass im Punkte der Technik die alten Meister immer noch die Vorbilder geblieben sind und es aller Wahrscheinlichkeit nach für die Folge bleiben werden. Auch Pettenkofers Erklärungen physikalisch-chemischer Vorgänge in Bezug auf das Oelfarbenmaterial und sein epochemachendes Regenerationsverfahren hat Schultze-Naumburg mit vollem Rechte in sein Buch aufgenommen und durch treffende Beispiele aus alter und neuer Zeit erläutert. Neben der Oeltechnik findet noch die Oeltempera, sowie Fresko-, Wachs- und Caseïnmalerei eingehende Behandlung und gar manchem werden auch die Hinweise auf die Art, Farben sich selbst zu reiben, erwünscht und von grossem Nutzen sein.

Verlag Eugen Diederichs, Leipzig.

Paul Schultze-Naumburg

Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung

Mit 134 Illustrationen.

Broschiert Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Unsere jetzige Frauenkleidung misshandelt und entstellt den Körper. Dieses theoretisch zu beweisen, würde zu wenig überzeugend wirken. Darum sucht der Verfasser dieses Armutszeugnis unserer heutigen Kultur, das so wenig mit der geistigen Aufklärung unseres Jahrhunderts übereinstimmt und das die natürliche Folge einer Verbildung unseres Auges ist, dadurch zu bekämpfen, dass er unser Empfinden für den lebendigen Körper durch bildliche Vorführung normaler Körper und Gegenüberstellung solcher, die durch die Mode verkrüppelt sind, wieder vertieft. Ein natürliches Gefühl für den Körper führt aber zu seiner Pflege und zur Entwicklung einer Tracht, die beides zugleich ist, gesund und schön. Nicht eine neue Mode soll eingeführt, sondern nur eine Grundlage gemeinsamer Verständigung gegeben werden, so dass jeder nach seinem individuellen Geschmack, nach seiner Gestalt die Tracht findet, die seine Körperlinie zum Ausdruck bringt.

Ein weiteres Gebiet unserer Körperverkrüppelung ist auch die Fussbekleidung. Es ist eine Thatsache, dass man für einen normal gebliebenen Fuss in sämtlichen Stiefelmagazinen Deutschlands nicht einen passenden Stiefel bekommen kann. Auch diese Frage wird erschöpfend behandelt und durch eine Reihe von Abbildungen illustriert.

Ferner sind noch von demselben Verfasser erschienen:

Paul Schultze-Naumburg:

Häusliche Kunstpflege.

4. Auflage 1902.

Preis: Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Paul Schultze-Naumburg:

Studium und Ziele der Malerei.

2. Auflage 1900.

Preis: Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Paul Schultze-Naumburg:

Kunst und Kunstpflege.

1902.

Preis: Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01152 2154